
LINKSKURVE

1. Jahrgang / Nummer 1 / 1. August 1929

UNSERE FRONT**JOHANNES R. BECHER**

Aus den Reihen der proletarisch-revolutionären Literatur kommen sie: ganze, tolle Kerle, die vor Unruhe brodeln und ihre Sätze hinhauen, daß die Sprache platzt, und die wiederum so diszipliniert sein können und sachlich bis ans Herz hinan, daß sie nüchterne Berechnungen aufstellen und ihre Worträume durchkonstruieren wie Maschinenbauer.

Das wichtigste Ereignis auf dem Gebiet der Literatur ist die Entstehung einer proletarisch-revolutionären Literatur, einer Literatur, die die Welt vom Standpunkt des revolutionären Proletariats aus sieht und sie gestaltet. Sie ist der Aufstand gegen die Welt, so wie sie heute ist, der Ruf nach durchbluteten Gehirnen und nach dem Breitschulterigen.

Der bürgerliche Dichter von heute: er degradiert die Kunst zu einem harmlosen Gesellschaftsspiel, er liegt faul und verspielt an der großen Heerstraße, er kann nicht Schritt halten. Er hat darauf verzichtet, Geschichte mitzuschaffen.

Das 20. Jahrhundert, das Zeitalter der imperialistischen Kriege und der Revolutionen – wir wissen: diese unsere Zeit ist eine Zwangsstellung. Wie man sich auch stellen mag, man ist gezwungen, Stellung zu nehmen. Es gibt kein „Jenseits“, erst recht nicht in der Entscheidungsschlacht der beiden Klassen, der Bourgeoisie und des Proletariats. Man kann nicht heraus aus der Haut, die die Zeit ist. Jedes Wort, zu dem ihr euren Mund auf tut, und wenn ihr von den Sternen reden würdet, ist klassenbefangen. Und wenn ihr schweigt, wir fragen, worüber ihr schweigt: in euch schweigt die Klasse, auch euer Schweigen ist Stellungnahme.

Proletarisch-revolutionäre Literatur ist nicht Armeleutepoesie oder Mitleidsdichtung, sie bewimmert nicht tränenbeflissen das Elend des Proletariats, sie blättert nicht beschaulich in dem Krieg wie in einem Schaueralbum. Im Trommelfeuer und in Straßenkämpfen ist sie geboren, sie ist unter dem Druck der Zensur groß geworden. Die Antwort, die sie auf die Ausbeutung und auf den Krieg gibt, ist eine aktive Lösung. Proletarisch-revolutionäre Literatur singt Klassenliebe und Klassenhaß. Sie marschiert mit unter der Parole: „Krieg dem Krieg!“

Wir umgeben uns nicht mit einem Dunst von Ewigkeit wie die bürgerlichen Literaten, die ausschließlich damit beschäftigt sind, die vorhandenen Tatsachen geistreich als „Schicksal“ zu beschwatzen. Wir überlassen die Berufung auf die Ewigkeit denen, [2:] die schon heute gestorben sind. Wir sind tief mißtrauisch gegen alles „Allgemein-Menschliche“. Wir halten „die Menschheit“ für einen idealistischen Spuk, den in jeder Stunde dieser Welt die Klassenwirklichkeit zunichte macht.

Kunst ist für uns eine höchst verantwortliche und gefährliche Sache. Sie ist ein Einbruch, sie bohrt an und betrommelt den Menschen dort, wo, oft unberührt von politischem Tageskampf, die Gefühlsmassen verborgen liegen. Hier bricht die Kunst durch, sie spürt die Gefühlsmassen auf und bringt sie in Bewegung, sie pumpt Blut, sie verhindert, daß der Mensch zur Litfaßsäule erstarrt. Die Kunst geht aufs Ganze. Sie dringt vor bis zur letzten unbewußten und innersten Gefühlsregung. ...

Der Krieg hat uns nicht nach Hause entlassen. Die Heimat, in die wir zurückkehrten, war nicht unsere Heimat. Wir sind Soldaten geblieben und kämpfen weiter an der Front, deren Fahne die rote ist.

Hier, an diesem Frontabschnitt Deutschland, kämpfen wir. Wir beten die Literatur nicht an, wir sind nicht so hoffnungslos literaturgläubig und wortbesessen, um nicht zu erkennen, welche natürlichen Grenzen der Kunst gezogen sind. Wir werden, wenn es nottut, auch jederzeit außerhalb der Literatur unseren Mann stellen, dort, wo man uns braucht. Unsere Literatur ist kein faules abgestandenes Gewässer, das die Haut schlaff macht und die Knochen weich brüht, wir sind eine Bewegung, ein Vorwärtsströmen voll Durchbruch und Wellenschlag.

Wir betreiben keine Maskerade. Es ist klar, wer wir sind. Wir müssen noch einige Legendenbildungen über uns zerstören – dabei werden wir immer härtere und schärfer umrissene Formen annehmen. Wir werben nicht, indem wir euch etwas vormachen oder euch umkriechen. Wir zeigen euch: seht, hier

unsere Welt – vielen, die noch ungebrochen sind und die die Verwesung anekelt, werden wir den Beweis erbringen, daß diese unsere Welt die Zukunft ist, und daß es wert ist, im Kampf für sie das Leben einzusetzen.

Die Neuschaffung der Welt hat begonnen. Diese „Neue Welt“ wurde von den werktätigen Massen entdeckt, sie kann in ihnen nicht mehr gemordet oder heraurationalisiert werden. Es ist die Zeit der großen Schmelze. Die Völker der ganzen Welt sind mit einbezogen in diesen Umwandlungsprozeß aller Machtverhältnisse und Werte, der Krieg war das Donnerwort, auf das hin die geknechtete Erde lossprang.

Draußen auf der Straße, wenn es auch ganz stille ist, rauscht der Gleichschritt dieser roten Heere, sie sammeln sich jeden Tag im Betrieb und füllen ihre Reihen wieder neu auf. Aus den Pflastern leuchten ihre Inschriften, ihre Zeichen kleben an den Häusern. Man findet ihre Spuren in Stadt und Land. UdSSR funkelt die rote Melodie der Welt.

[3:] Wenn diese Heere antreten, dann schnellst ein kurzes hartes Wort hoch an der Spitze:

„Genossen!“

„Genosse“; Wort, das uns alle verbindet,
Unlösbarer als „Du“,
Metallener Klang, der uns einander verkündet,
Mahnruf, der immerzu
Uns aus unserem gespenstischen Trägsein schreckt,
Wort, das in den Förderkorb steigt und die Gruben, die schlafenden, weckt,
Sich hinauf auf die Tribüne schwingt,
Von der Rednertribüne in die Versammlung springt,
Wort, das um die Erde wandert,
Wandert durch alle Sprachen fort,
Genosse spricht den Genossen an:
„Genosse!“ – und es leuchtet das Wort.
Wort, das uns alle Länder zur Heimat macht,
Wort, Machtwort der Sowjetmacht! ...

*

WARUM SIND WIR KEINE PAZIFISTEN

JOSEF LENZ

Der Abscheu gegen den Krieg, der Wille, alles zu tun, um seine Wiederkehr zu verhindern, das war das beherrschende Gefühl bei allen, die die „große Zeit“ denkend und fühlend miterlebten. Aber dieses Gefühl ist noch keine Bürgschaft für die Tat. wenn nicht die richtige Erkenntnis hinzukommt. „Radikal sein“ – sagt Marx – „heißt, eine Sache an ihrer Wurzel packen.“ Den Krieg radikal aus der Welt schaffen, das kann man nur, wenn man seine Ursachen erkennt und diese Ursachen aus der Welt schafft.

Das erste ist, daß man den Krieg nicht isoliert betrachten darf, nicht als eine Scheußlichkeit inmitten einer Welt, die sonst in Ordnung ist. Man muß umgekehrt im Kriege nur den schärfsten Ausdruck der Gesellschaftsordnung erkennen, die alle Beziehungen zwischen den Menschen gegenwärtig bestimmt. Der Krieg war nicht deshalb abscheulich, weil er Millionen Opfer forderte. Wenn es notwendig ist, für eine gute Sache Opfer zu bringen, darf man davor nicht zurückschrecken. Das Verabscheuungswürdige an diesem Krieg war, daß Millionen Menschenleben für die nichtswürdigste Sache, für die Bereicherung eines kleinen Häufleins von Kriegsgewinnlern aller Art geführt worden ist. Dies aber, daß Menschenleben, menschliches Glück geopfert wird zur Vermehrung des Reichtums nutzloser Müßiggänger, das ist das beherrschende [4:] Gesetz, nicht nur in Kriegszeiten, sondern jederzeit, solange der Kapitalismus besteht.

Der erste kapitalistische Weltkrieg hat darum tausende, die ihrer Lebenslage nach nicht zum Proletariat gehörten, denen das proletarische Schicksal fremd war, an die Seite der Ausgebeuteten und Unter-

drückten getrieben, weil sie im Kriege als Opfer der reaktionären Gewalt Leidensgenossen des Schicksals wurden, das für Millionen Proletarier das ständige Lebenslos ist.

Aus dieser Erkenntnis folgt, daß man den Kampf gegen den Krieg nur als einen Kampf gegen die Gesellschaftsordnung, die ihn erzeugt, als einen Kampf gegen den Kapitalismus führen kann und nur in Gemeinschaft mit *der* Klasse, die allein fähig und gewillt ist, diese Gesellschaftsordnung zu stürzen, mit dem Proletariat. Darum ist es zu wenig, Pazifist, Anhänger des Friedens im allgemeinen, zu sein. Man muß, wenn man den Krieg wirklich aus der Welt schaffen will, ein Todfeind der herrschenden Gesellschaftsordnung, ein bewußter Kämpfer für ihre Ueberwindung werden.

Aber dieser Kampf kann nicht mit pazifistischen Mitteln geführt werden. Die Moral der grundsätzlichen Verurteilung der Gewalt ist eine Moral im Interesse der Herrschenden, die die Gewalt ausüben. Wer sich dem Bösen nicht widersetzt, macht sich an dem Bösen mitschuldig. Die Predigt der Gewaltlosigkeit hat denselben Sinn, wie die Predigt: „Seid untertan der Obrigkeit!“

Der letzte große historische Versuch, mit den Mitteln des gewaltlosen Widerstandes die Ordnung der Gewalt zu zerbrechen, die indische Unabhängigkeitsbewegung unter Führung Gandhis, ist kläglich gescheitert. Die Bezwingung des britischen Imperialismus durch friedliche Verweigerung der Zusammenarbeit mit ihm hat sich als eine kleinbürgerliche Utopie erwiesen, die den Schwung der Massenbewegung lähmte und so die Knechtschaft des indischen Volkes verlängerte. Die ehrlichen Anhänger der Gewaltlosigkeit sind Sektierer, die im besten Falle im Kampf für eine bessere Welt nichts nützen, wenn sie aber Einfluß auf die Massen gewinnen, diesen Kampf hemmen.

Wie man den Krieg und das System des kapitalistischen Imperialismus, das den Krieg immer wieder neu erzeugt, durch die Tat überwindet, das zeigte die proletarische Revolution in Rußland im Oktober 1917. Seit dem Sieg des Proletariats in einem Lande, seit der Errichtung des ersten sozialistischen Staates ist die Welt von Grund auf geändert. Die Existenz eines sozialistischen Staates inmitten bürgerlicher Staaten bedeutet zugleich eine neue Kriegsursache. Neben den Kriegen zwischen kapitalistischen Staaten, den Kriegen um Kolonien, Rohstoffgebiete, d. h. neben imperialistischen Kriegen zur Erhaltung und Erweiterung des Profits, tritt jetzt eine neue Art des Krieges auf die Tagesordnung: [5:] Der Krieg zwischen den bürgerlichen Staaten und dem Arbeiterstaat. Dieser Krieg ist von seiten der Imperialisten noch weit verbrecherischer als der Krieg von 1914. Denn er dient der gewaltsamen Niederschlagung der einzigen Macht, die die Menschheit aus der „Ordnung“ der Gewalt und Unterdrückung herausführen kann. Er ist zugleich von seiten der proletarischen Macht der einzig gerechte Krieg, der der Vernichtung des Systems der Ausbeutung und der Kriege dient.

Darum hat der offizielle bürgerliche und Regierungspazifismus gegenwärtig noch eine andere Bedeutung gewonnen, als er sie früher hatte. Auch schon im ersten imperialistischen Weltkrieg diente die Friedenslosung der Predigt des Durchhaltens im imperialistischen Krieg. Das „Vaterland“ auf jeder Seite der Schützengräben sollte siegen, um den Frieden zu sichern. Aus dem Krieg ist der Völkerbund hervorgegangen, als ein Bündnis der Großmächte zur Sicherung der Aufteilung der Welt, die nach dem Siege der alliierten Mächte vorgenommen wurde. Der Völkerbund ist vollkommen unfähig, einen ernststen Konflikt zwischen den imperialistischen Großmächten zu lösen. Aber er ist durchaus fähig, wenn es das gemeinsame Interesse aller Imperialisten erfordert, einen Sanktionskrieg gegen die einzige Macht des Friedens, gegen die Sowjetunion zu organisieren. Die pazifistische Propaganda für den Völkerbund, für die Sicherung des Friedens durch seine Macht, durch seine Schiedssprüche, durch Verträge wie der Kellogg-Pakt, durch Abrüstung usw., diese Propaganda, die gegenwärtig in erster Linie von den sozialdemokratischen Parteien betrieben wird, dient vor allem der Vorbereitung des reaktionären Krieges gegen den proletarischen Staat. „Pazifisten“, wie Gerlach, Coudenhove, Stresemann, Briand, Breitscheid, Crispien, Macdonald und Henderson nützen vollkommen bewußt die pazifistische Phraseologie zur Vorbereitung des reaktionärsten aller Kriege, des Weltkrieges der kapitalistischen „Zivilisation“ gegen den Bolschewismus aus.

Das ganze „Friedenswerk“ des Völkerbundes ist auf dem Gedanken aufgebaut, daß dieser Sanktionskrieg der Völkerbundsmächte in Anwendung gebracht werden soll gegen jeden Staat, sei er Mitglied des Völkerbundes oder nicht, der sich dem Schiedsspruch dieses imperialistischen Bundes nicht

unterwirft. Die Internationale der sozialdemokratischen Parteien hat ihre Anhänger verpflichtet, gegen jeden Krieg Stellung zu nehmen mit Ausnahme des Krieges, der vom Völkerbund sanktioniert wird. Da der proletarische Staat sich nicht dem Schiedsspruch seiner Todfeinde unterwerfen kann, ist es klar, daß alle diese Bestimmungen und Drohungen sich gegen den Arbeiterstaat richten.

Die wirklichen Feinde des imperialistischen Mordsystems müssen darum in erster Linie den Kampf gegen diesen pazifistischen Massenbetrug führen. Sie können nicht zusammengehen [6:] mit jenen, die bewußt oder unbewußt mit einer Propaganda des „Friedens“ die Vorbereitung des Krieges zur Erhaltung des Kriegssystems unterstützen.

Es gibt allerdings eine kleine Gruppe „revolutionärer Pazifisten“ um Kurt Hiller, die den Kampf gegen den Krieg mit dem Kampf für den Sozialismus verbinden wollen und die Notwendigkeit der Gewalt zur Abwehr reaktionärer Anschläge und zur Verteidigung des sozialistischen Staates gegen bürgerliche anerkennen. Von dieser Richtung werden vielleicht einige in kritischen Zeiten an der Seite des revolutionären Proletariats kämpfen, aber als Richtung wirkt sie im wesentlichen im Sinne der Ablenkung der Kriegsgegner von den wirksamen Methoden des Kampfes gegen den Krieg.

Die Predigt der Kriegsdienstverweigerung nährt die Illusion, daß der einzelne ohne den bewußten organisierten revolutionären Kampf der Massen sich dem barbarischen Zwang, im Dienste des Profits zu morden oder gemordet zu werden, entziehen kann. Der Kampf der Massen erfordert eine straffe disziplinierte, zentralisierte, internationale revolutionäre Parteiorganisation, wie sie auf Grund der Erfahrungen des ersten imperialistischen Weltkrieges in der Kommunistischen Internationale unter Führung Lenins geschaffen wurde. Wer ohne diese Organisation mit anderen Methoden den Kampf gegen den imperialistischen Krieg führen will, wird wahrscheinlich, wenn es ernst wird, im anderen Lager stehen. Denn die Macht der bürgerlichen öffentlichen Meinung ist ungeheuer, wer ihr nicht eine feste, klare, proletarisch-revolutionäre Auffassung entgegensetzen kann, wird auch in der Praxis nicht den Weg des konsequenten Kampfes gehen.

Die Anerkennung der revolutionären Gewalt durch die revolutionären Pazifisten ist keine unbedingte, sondern eine bedingte, verklausulierte. Sie denken dabei nur an die Gewalt in der Verteidigung – ähnlich wie ein Teil der „linken“ Sozialdemokraten. Aber so ist die Frage falsch gestellt. Der Unterschied zwischen Angriff und Verteidigung im tieferen Sinne bestimmt sich nach der sozialen Lage und den maßgebenden Interessen der kämpfenden Parteien. Wer für die Sache der Ausgebeuteten und Unterdrückten kämpft, führt immer einen gerechten Kampf, gleichgültig, ob die Kampfmethoden, äußerlich betrachtet, offensiv oder defensiv sind. Sich taktisch an defensive Gewaltmaßnahmen binden, die Vermeidbarkeit des Bürgerkriegs und des revolutionären Krieges sozialistischer Staaten gegen die bürgerliche Welt zulassen, das heißt: auf die bewußte, planmäßige, kühne Vorbereitung dieses unvermeidlichen Kampfes verzichten, dem Feind die Wahl des Zeitpunktes der Entscheidung überlassen.

Wir sehen jetzt schon an der Entwicklung des Konflikts in der Mandschurei, wie es die Imperialisten verstehen, eine solche Situation zu schaffen, in der der proletarische Staat als der An-[7:]greifer erscheint. Wer die Erhaltung des gegenwärtigen „Friedens“zustandes – eines Friedens, der nichts anderes ist als ein bald offener, bald versteckter Bürgerkrieg gegen die ausgebeuteten Massen und die systematische Vorbereitung des imperialistischen Krieges – über die Sache des Kampfes für einen wirklichen Frieden stellt, der nur durch den Sturz des Kapitalismus in allen Ländern erreicht werden kann, wer nicht vorbehaltlos solidarisch ist mit dem kämpfenden internationalen Proletariat und dem proletarischen Staat, wer in der revolutionären Arbeiterbewegung nur einen willkommenen Bundesgenossen einer Friedensbewegung sieht, die über alle Klasseninteressen die Menschen „guten Willens“ vereinigen will, der wird in dem Krieg, der jetzt auf der Tagesordnung steht, unvermeidlich in die Gefolgschaft der Kriegsmacher geraten, die unter den Losungen des Friedens eine Gesellschaftsordnung verteidigen, die der permanente Krieg ist.

*

Aus „Generalprobe“, dem Roman der ungarischen Revolution, der in den nächsten Tagen im Internationalen Arbeiterverlag erscheint.

Wir kamen im Arbeiterheim zusammen.

Es war erst 5 Uhr nachmittags, aber der Himmel war bleigrau und der niedrige, schäbige, sogenannte Große Saal war dunkel. Seit der Revolution versammelten wir uns zum erstenmal hier.

„Für die heutige Sitzung ist dieser Saal groß genug,“ sagt Pojtek, „es tagt ja nur die Vertrauensmännerabordnung.“

„Und auch die gewiß nicht vollzählig“, meint Fellner, „ein Narr, wer in solchen Zeiten hierherkommt, wenn er nicht unbedingt muß“, fuhr er mit hämischem Lachen fort. „In solchen Zeiten“ heißt also: das muß auch ein Narr wissen, daß Fellner die Arbeiter vor Gewitterwolken schützen möchte. „Wer heute nicht kommt ...“

„Sie sind noch zu jung, Genosse Kovacs. Sie sehen vieles nicht so, wie es tatsächlich ist. Vor 20 Jahren war ich auch so. Während dieser 20 Jahre aber ...“

Gegen 6 Uhr waren wir versammelt. Es kamen nicht alle, die da sein sollten, aber es kamen ziemlich viel Leute zusammen: über hundert Arbeiter hören Fellners Eröffnungsrede an. Die Leute sind müde vom gestrigen Fest, von der heutigen Arbeit, von dem Sturmwetter und hauptsächlich infolge der unsicheren Lage. Sie flüstern geheimnisvoll miteinander.

– Böhm sage ...

– Bela Kun ...

– Die Arbeiterbataillone ...

– Die Metallarbeiter ...

– Die Tschechen ...

– Tibor Szamuely ...

[8:] Fellner spricht. Er ist auch müde. Seine Stimme klingt heute nicht, sie ist hohl und farblos. Er spricht immerfort von Marx und Lenin. Von der Weltrevolution.

Leise Zustimmung.

Fellner kommt zum eigentlichen Zweck der Beratung ... die entscheidenden Tage ... die Verantwortung der Geschichte gegenüber ... die Rumänen, die Tschechen ... der Zusammenbruch der Roten Armee ... Vernichtung ... der Preis des Friedens ist die Demokratie ... Demokratie ... Arbeiterdemokratie ... eine Regierung der Gewerkschaften ... Friede ... die revolutionäre Tradition des ungarischen Proletariats ... Pazifismus ... Frieden ... Brot ... die Entente ...

Stille.

Wir saßen über hundert im Saal, aber es herrschte Grabesstille.

Hundert Arbeiter. Die meisten sitzen mit gesenktem Kopf auf ihrem Platz, wie wenn sie sich schämten. Ich fange einige Blicke auf, in den Augen flattert Scham.

... die Entente ... die Entente ...

Als Fellners dumpfe Stimme abriß, hatte auch ich das Gefühl von Scham. Wir haben nicht alles aufgegeben. Nein. Schmach und Schande. Angst durchzuckt mich. Ich höre hinter meinem Rücken zum erstenmal flüsternd: Weißer Terror.

„Genosse Pojtek hat das Wort!“

Pojtek ist blaß und fahl. Ein paar Augenblicke steht er stumm auf dem Podium. Wischt mehrmals seine trockene Stirn – dann sieht er nachdenklich einige Augenblicke vor sich hin.

Was ist los? Kann er nicht sprechen? Will er nicht sprechen?

Der Saal atmet schwer auf.

Pojtek macht einen Schritt nach vorwärts. Er steht am äußersten Rand des Podiums. Einen halben Meter hinter ihm sitzt Fellner bewegungslos. In diesem Augenblick bemerkte ich zum erstenmal das silbergraue Haar an Pojteks Schläfen.

„Das Wort hat Genosse Pojtek!“ wiederholt Fellner.

„Genossen!

Pojteks Stimme klingt ungewöhnlich scharf. Die starr auf ihrem Platz Sitzenden erzittern plötzlich, wie vom elektrischen Strom getroffen. Alle Augen richten sich auf Pojtek.

Pojteks Stimme klingt scharf, seine Worte sind einfach.

Er spricht nicht von der Weltrevolution, weder von Marx, noch von Lenin.

– Die Frage ist die, nennen wir das Kind beim rechten Namen, die Frage ist die: sollen wir die Fabrik, sollen wir den Boden, sollen wir die Macht aus den Händen geben?“

Er bricht ab. Wartet auf Antwort.

Stille.

Die Versammelten sitzen mit gesenkten Köpfen da.

Stille. Pojtek spricht nicht. Steht bewegungslos da. Seine gütigen Augen glühen in fiebrigem Feuer.

Stille. Der Prolet überlegt. Die Frage kam unerwartet. Gewiß, darum handelt es sich, hat's denn bisher keiner ausgesprochen? Kunfi sagte, die Diktatur muß anders geführt werden. Böhm ... Fellner ... Alle sagten dasselbe, man muß es anders machen ... [9:] Dann wurde gesagt, die Entente schicke Lebensmittel ... Fleisch ... Fett, Kleidung, Schuhe ... Ja, aber wie ... Daß dieses anders soviel bedeutet, wie aus den Händen geben ... Zurückgeben ... Verzichten auf den Sozialismus ... Zurückgeben ... Pojtek bewegt sich. Seine Stimme erklingt wieder. Er sagt nichts Neues, er wiederholt nur die Frage.

Stille. Alles sieht auf Pojtek. Der Saal ist fast ganz dunkel. Mir schien, wie wenn nur seine Augen leuchteten.

„Wenn wir alles zurückgeben wollen ...“

„Nein!“ sagt eine Stimme, dann noch eine, dann spricht die Masse, die Fabrik, das Proletariat.

„Nein!“

Pojteks Frage war die Antwort auf die zermürenden Reden, mit denen die „alten Führer“ seit Wochen schon die Köpfe der Arbeiter verwirrt hatten, und mit denen sie immer mehr Mißtrauen in das Heer der Revolution säten.

– Muß der Sozialismus zum Terror greifen?

– Wiederum Krieg?

– Weshalb Rußland und nicht der zivilisierte Westen?

– Soll die herrschende Klasse Kürbisgemüse essen?

Pojteks Frage räumte mit all diesen Redensaften auf.

„Wir wollen kämpfen.“

Der ganze Saal stand auf, brüllte, drohte.

Fellner ist blaßgrün. Er ist allein. Außer ihm ist kein Sozialdemokrat mehr im Saal. Einstimmig wird der Beschluß gefaßt: Mit dem Gewehr in der Hand werden wir die proletarische Revolution verteidigen Mit dem Gewehr. Mit Terror. Mit Blut.

„Und Sie glauben wirklich, daß der Prolet an die Front geht?“, sagte Fellner beim Hinausgehen.

„Unterlassen Sie besser solche Reden!“ war meine Antwort.

„Soll das eine Drohung sein?“

„Ja.“

Ich rief Otto an. Er ist nicht zu Hause, er ist in der Sitzung der Metallarbeiter. Eine Stunde später rufe ich ihn wieder an, er ist da.

„Die Budapester Arbeiterschaft greift zum Gewehr“, sagt er ins Telephon, bevor ich noch ein Wort sagen konnte. „Kun und Landler haben aufgerufen ...“

„Die Neupester Arbeiterschaft ist auch bereit“, fiel ich ihm ins Wort.

„Die Revolution wird die Sozialdemokratie besiegen.“

Otto schrie ins Telephon, dann lachte er laut auf. Ich sagte darauf, was er mir mehr als einmal vorwurfsvoll gesagt hatte:

„Du bist wie ein Kind!“

Otto lachte noch heller auf. Er lachte jetzt über mich.

„Auf zur Arbeit, Peter!“

Am nächsten Tag:

Die Partei mobilisiert.

Die Gewerkschaften mobilisieren.

[10:] Die Arbeiterräte mobilisieren.

Sämtliche Fabriken mobilisieren.

Sämtliche Kriegsrüstungsgegenstände werden requiriert.

Die Schornsteine der Fabriken stoßen dichte Rauchwolken aus: sämtliche Fabriken arbeiten für das rote Heer: Budapest, Neupest, Csepel, Leninstadt sind eine einzige Waffenschmiedewerkstatt.

– Alles für die Rote Armee!

– Zu den Waffen, Proletarier!

– Zu den Waffen, zu den Waffen!

Drei Tage später ging das erste Arbeiterbataillon ab. Nach zwei Tagen ein zweites, dann ein drittes. Ich ging mit dem dritten Arbeiterbataillon an die Front.

Als das erste Bataillon verabschiedet wurde, ging ich nach Budapest hinein. Ich kam eben zur rechten Zeit: der revolutionäre Vollzugsrat hielt eine Heerschau über die bewaffnete Arbeiterschaft ab.

Die Andrassystraße entlang marschierte in unendlichen Reihen das Heer der proletarischen Revolution. Alte, schmutzige, abgetragene Arbeiterkleider – neue Waffen.

Die neuen Soldaten gingen noch nicht im Takt, aber sie hielten die Gewehre fest in den Händen. Die prunkvollen Paläste erzitterten.

* * *

Am Abend vor dem Abmarsch nahm ich noch teil an der Sitzung des Arbeiterrates. Lebensmittel, Wohnung, Kleidung, Möbel, Holz – alles – außer der Reihe für die Angehörigen der Roten Soldaten.

Als erster bekommt der Handarbeiter Lebensmittel, dann der Kopfarbeiter – und als letzter der Bourgeois.

Das Revolutionstribunal muß schärfer zugreifen.

Die Hälfte der Mitglieder des Arbeiterrates gehen an die Front.

* * *

In den Straßen singen die Soldaten.

An den Mauern riesige Plakate:

– Zu den Waffen, zu den Waffen!

Von den Plakaten ruft ein riesiger Matrose mit einem roten Tuch in der Hand:

„Zu den Waffen. Zu den Waffen!“

„Rote Soldaten, vorwärts!“

„Für eure Frauen! Für eure Kinder, vorwärts!“

„Kun Belas Soldaten, vorwärts!“

„Vorwärts! Vorwärts! Vorwärts!“

Der Bahnhof.

„Einsteigen!“

Die Soldaten singen!

„Möchte gern, möchte gern mit Kun Bela sprechen nur ... Beim Einsteigen küßt mich Pojtek:

„Auf Wiedersehen, Peter!“

... Nie wird enden, nie wird enden, die kommunistische Welt!

„Fertig! Abfahren!“

*

[11:]

ÜBER DIE VORAUSSETZUNGEN ZU MEINEM BUCH „KRIEG“

LUDWIG RENN

Kürzlich erschien im „Jungdeutschen“ ein Artikel: „Ist Ludwig Renn Kommunist?“ Nicht nur der Kreis des „Jungdeutschen“ sieht einen Widerspruch darin, daß der Verfasser des „Krieg“ ein Kommunist ist. Daher will ich etwas über meine Entwicklung und damit über die Voraussetzungen des Buches sagen.

Ich bin nicht der Ludwig Renn des Buches, sondern stamme aus einer adligen Offiziers- und Beamtenfamilie. Meine Mutter stammte aus Moskau, zwar aus einer deutschen Familie, aber doch fremd in Deutschland. Von ihr hörten wir russische Laute und begannen Russisches zu lieben, bevor wir noch einen klaren Begriff von Staaten und Nationen hatten. Wir beiden Brüder waren schwächlich und entwickelten uns schlecht. Meine Kindheit ist eine Kette von Erinnerungen an Schlaflosigkeit, Schwäche und im Bettliegen mit Fieber. Mit sechs Jahren war ich noch so klein und zurückgeblieben, daß mich der Schularzt zurückstellte. Mit elf Jahren, als ich auf das Gymnasium kommen sollte, erklärte der Klassenlehrer meinem Vater: „Ihr Sohn wird nie auf einer höheren Schule fortkommen. Er ist zu unbegabt.“

Trotzdem kam ich aufs Gymnasium. Klein, schwach und ängstlich, glaubte ich, was alle mir sagten: daß ich dumm wäre. „Warum quälen sie mich so?“ fragte ich mich. „Ich kann es doch nicht!“ Kopfrechnen konnte ich nicht, weil ich zu oft krank gewesen war, um etwas ordentlich gelernt zu haben. Ich war auch zu niedergedrückt, um etwas mit Sicherheit zu sagen. Nur eines konnte ich: Aufsätze schreiben, und später auch Mathematik. Dagegen habe ich das Lateinische und die lateinische Literatur bis heute nicht begriffen.

Mit etwa siebzehn Jahren begann ich plötzlich zu wachsen. Ich bemerkte auch, daß ich gar nicht so dumm war, und daß ich auch früher nicht so dumm gewesen war. Vielleicht – dachte ich noch ganz zögernd – haben die Lehrer nicht ganz recht, und auch die Eltern? Beobachtet hatte ich immer. Aber noch nie hatte ich gewagt, mir den Sinn meiner Beobachtungen einzugestehen. Jetzt kamen mir Zwei-

fel. Einmal schon, vor vielen Jahren hatte der Lehrer Haase in der Religionsstunde etwas über den Kampf Jakobs mit dem Engel gesagt. Das hatte ich nie vergessen. Jetzt wurde mir schon halb klar, warum. Es hatte nicht gestimmt, war unlogisch. Und der Lehrer war auch so aufgereggt gewesen. Ein paar Jahre später hatte er sich erhängt. Vielleicht war da auch ein Zusammenhang? So begann allmählich ein geistiges Leben in mir, von dem nur mein Freund wußte, mit dem ich täglich in den Wald ging. Wir schwärmten und schrieben Gedichte. Er tat es für ein Mädchen, ich – wofür? Das war mir [12:] nicht klar. Ich nahm wohl naiv an, daß wir so ungefähr das gleiche Ziel hätten.

In dieser Absonderung lag schon eine Art Ablehnung der Gesellschaftswelt, in der ich lebte. Aber die Auflehnung geschah nur in gelegentlichen Worten und war noch sehr zaghaft. Ich hatte noch nicht das Bewußtsein körperlicher und geistiger Kraft.

Der Rest meiner Schulzeit verging so in sehr wechselnder Gemütslage. Wenn ich in mein Tagebuch schrieb und es mir gelang, etwas zu schildern, war ich begeistert. Desto mehr betrückte mich meine Unfähigkeit auf anderen Gebieten und meine Befangenheit unter Menschen. Mit großer Mühe versuchte ich, mich gerade zu halten und einen Schein von Sicherheit zu erwecken. Mein Rücken war zu schwach, die Muskeln schmerzten bald, und ich lief bald wieder krumm. Ich arbeitete an mir, beobachtete und versuchte, Männer nachzuahmen, die mir als besonders männlich erschienen. Vielleicht lag auch so etwas zugrunde, als ich meinem Vater erklärte, daß ich Offizier werden wollte. Das freute ihn, es war der Beruf meines Großvaters und Urgroßvaters und vieler anderer aus unserem Kreise. Mein Vater hatte gefürchtet, daß ich etwa Maler werden oder sonstwie meinen schönggeistigen Neigungen nachgehen wollte, und er hatte nach eigenen Erfahrungen Bedenken dagegen. Ich kam mit 21 Jahren vom Gymnasium, fast unbekannt mit dem Leben außerhalb unseres Kreises.

Ich trat also beim 1. (Leib-) Grenadier-Regiment Nr. 100 in Dresden als Fahnenjunker ein. Der Dienst wurde mir nicht leicht, und doch war ich in einer taumelnden Freude, einer solchen Freude, daß ich mit jedem davon sprechen wollte und doch nicht recht konnte, weil ich nicht wußte, woher meine Begeisterung kam. Wer vor dem Kriege beim Militär war, weiß, wie ein Fahnenjunker behandelt wurde, auch wenn er etwas schlapp war. Man begegnete ihm überall mit Ehrerbietung. Er war plötzlich ein Herr, hatte Geld in der Hand – das der Vater gab – und hatte eine funkelneue Uniform. Noch höher war herausgehoben, wer einem so vornehmen Regiment angehörte wie ich und Gardelitzen trug.

Aber das war gar nicht der Hauptgrund meiner Begeisterung. Es war auch nicht die viele Bewegung an frischer Luft, die heiter stimmte. Das große Erlebnis war der Landser! – Was wußte ich vorher vom „Volk“? Ich kannte Dienstmädchen, den Hausmann, ein paar Handwerker, die alle uns mehr oder weniger dienten, und die wir von oben herab behandelten, auch wenn wir uns dessen nicht bewußt waren. Und jetzt – ich stand in Reih und Glied mit ihnen, sah sie genau und hörte ihre Reden. Meine Vorstellung von ihnen war: daß sie beim Arbeiten faul wären, nur ihr Mädel und den Schwof im Kopf hätten, und sich nie ordentlich wüschen. – Und in Wirklichkeit – sie hatten allerlei [13:] Interessen! Sie hatten zwar andere Umgangsformen wie wir, aber vielleicht angenehmere. Ihre Freundlichkeit war viel unmittelbarer – wie auch ihre Feindschaft. Raffinierte Freundlichkeit, hinter der im Grunde nur bitterster Haß steckt, traf ich hier nicht. Ich sah auch, wie falsch mein Streben gewesen war, künstlich als etwas zu erscheinen, was mir nicht lag. Vielleicht war ich zum ersten Male im Umgang mit ihnen natürlich und fand, daß ich das sein durfte, ohne mich zu schämen. Der Eindruck war für mich überwältigend, und ich versuchte darüber mit Freunden und Bekannten zu sprechen. Sie hörten mich meist freundlich an, und ich merkte nicht, daß es sie nicht interessierte. Hätte ich es gemerkt, so wären die Gespräche wohl heftiger geworden, und meine Freude wäre getrübt worden. So verlebte ich glückliche acht Monate, bis ich auf die Kriegsschule nach Hannover kam.

Auf der Kriegsschule waren wir Fähnriche und Fahnenjunker unter uns, unter der Obhut von Offizieren. Die sprachen viel von Ehre und Stand, waren aber zügellos und ungebildet. Besonders unser Inspektionsoffizier tat sehr vornehm, aber hurte so haltlos herum, daß er zu keiner planmäßigen Arbeit mehr fähig schien. Mehrmals kamen die Offiziere vom Dienst schwankend und stammelnd vor Betrunketheit zum Appell. Wir sofften natürlich genau so. Wenn ich als Inspektionsältester antreten

ließ, steckte ich die schwer Betrunkenen ins hintere Glied, bevor der Offizier herankam. Einmal war ich selbst soweit, daß man mich verstecken mußte.

Der Umgang mit den gewöhnlichen Soldaten hatte mich so glücklich gemacht, daß ich das ganze Militär für einen Himmel hielt, den nur einige Hetzer in unbegreiflicher Verblendung anzugreifen wagten. Jetzt sah ich das Militär von einer anderen Seite. Zuerst litt ich unter der Ernüchterung, dann bäumte ich mich auf, aber hilflos, nur in mir selber, weil ich nicht begriff, woran das alles lag. Ich glaubte, nur in Preußen wäre alles so schlecht, in Sachsen – wo der Offizier in der Tat meist eine bessere Allgemeinbildung besaß – wäre es besser.

Nach dem Offiziersexamen kam ich zum Regiment zurück und wurde bald Leutnant. Mit großen Hoffnungen kam ich zurück. Ich wurde zu einer anderen Kompanie versetzt, zu einem Hauptmann, der mich „auf scharf“ dressieren wollte. Er war sehr lang und schlank und galt für einen ungewöhnlich schönen Mann. Früh, wenn er zum Dienst auf dem Kasernenhof erschien, schnauzte er regelmäßig den Kompaniefeldwebel an, daß es von den Mauern widerhallte und die Revierkranken aus den Fenstern sahen. Und gerade dieser Feldwebel war sehr pflichttreu. Er unterließ es sogar, von den Einjährigen Geld oder Geschenke zu erpressen. Nach ihm kam ich an die Reihe, angeschnauzt zu werden. Ich gab mir Mühe, auch zu schnauzen, wie er es verlangte, obwohl ich eigentlich glaubte, daß mit ruhigen Worten [14:] mehr zu erreichen wäre. Ich war durch die Sicherheit dieses Hauptmanns so unsicher gemacht, daß ich meine Meinung zurückstellte.

Ebenso unsicher war ich außer Dienst. Ich tanzte gut und lernte es noch besser. Auf den Bällen versuchte ich, vergnügt zu sein, weil alle um mich vergnügt waren. Aber innerlich war ich nicht vergnügt, sondern sehnte mich nach meinen Soldaten, die ich viel besser verstand. Dort brauchte ich mich zu nichts zu zwingen, brauchte nicht zu lachen, wenn mir etwas nicht gefiel.

Verzweifelt begann ich viel zu trinken und zu rauchen, wie sollte ich damit aufhören, ohne meine Verhältnisse völlig zu ändern? Ich begann, für mich zu arbeiten, mich militärisch und sonst weiterzubilden. So lernte ich russisch. Das lag mir ja nahe, und ich hatte ein gutes Ohr dafür. Aber würde das ernstlich nützen?

Im Frühjahr 1914, zu Ende der Winterbälle, fürchtete ich mich schon vor dem nächsten Ballwinter. Mich beherrschte krankhaft die Frage: wie mache ich es unmöglich, wieder auszugehen? Ich könnte krank werden? Mich sonstwohin versetzen lassen, wo es keine Bälle und keine „Gesellschaft“ gäbe?

Einer von meinen Kameraden, ebenfalls ein Leutnant, behauptete, nicht tanzen zu können. Sein Vater war General und versuchte, ihn dazu zu zwingen. Der Sohn blieb starrköpfig und siegte. Mir lag diese Art nicht. Von mir wußte auch jeder, daß ich gut tanzte. So suchte ich mir die Möglichkeiten klarzumachen, unter denen ich mich von den gesellschaftlichen Pflichten drücken könnte. Das günstigste wäre ein Trauerfall in der Familie gewesen. Die Dauer der Trauer war aber genau nach Monaten festgesetzt. Ein Todesfall hätte mir also nur genützt, wenn die offizielle Trauer in die Ballsaison fiel.

Sollte ich meinen Abschied nehmen? Auch das überlegte ich mir genau. Aber ich hing zu sehr an meinen Untergebenen und interessierte mich auch wirklich für den Dienst. Die letzte Möglichkeit war ein Krieg. Natürlich betrachtete ich ihn noch romantisch, glaubte an Heldentum. Die verlogenen Berichte über den Siebziger Krieg hatten in uns ganz falsche Vorstellungen hervorgerufen. Freilich hatte ich einen Verdacht gegen diese Berichte. Ich hatte den Bericht eines russischen Offiziers über den Russisch-japanischen Krieg gelesen. Das Buch hieß *Rasplata*. Den Verfasser* habe ich vergessen. Hier mußte ich die Genauigkeit bewundern, mit der berichtet wurde, und ich beschloß, auch so unbestechlich zu berichten, wenn es zum Krieg käme, den jeder erwartete, der eine voll Hoffnung, der andere ablehnend. Ich wünschte ihn herbei für mich persönlich, zugleich schämte ich mich aber, daß mir mein persönlicher Vorteil höher stünde als die Allgemeinheit.

Da kam der Krieg. (Fortsetzung folgt.)

* Alexei Silytsch Nowikow-Priboi. *KWF*

[15:]

DER SOLDAT MICHAEL UND SEINE LAUTE

HERMANN GROSSE

Er fiel uns gleich auf.

Wir hatten auf vierzehn Tage Ruhestellung in einem kleinen, wüst zerschossenen Dorf bezogen. Sechs Kilometer vom Dorf entfernt endete die Feldbahn. Heute, bei Anbruch der Dunkelheit, sollten neue Reserven eintreffen. Unruhig schlenderten wir zwischen den Ruinen umher. Wartend, vielleicht kamen neue Nachrichten aus der Heimat, vielleicht stammte einer sogar aus unserer Gegend. – Der Mond schien hell.

Gegen zehn Uhr trafen sie ein. In der Ferne grollte unruhig die Front. Manchmal denkt man fast, daß das Grollen der Front ebenso wie das Sausen des herbstlichen Windes zu einem Naturbestandteil geworden ist. – Dann marschierten sie ein. Sechzig Mann in grauen Reihen, die Gesichter bleich im Mondschein. Es waren schmalbrüstige, jüngste Jahrgänge. Kein Wunder, im dritten Jahre des Mordens! Die alten Uniformen hingen an ihren Leibern wie auf Konfektionsbügeln. – Unsere Kompanie mußte wieder auf kriegsmäßige Stärke gebracht werden.

Schrill tönnten die Kommandos. „Angetreten!“ Wir standen seitwärts gegen den Wind geschützt an einer kahlen Mauer. Der letzte Rest des stolzen Hauses des Dorfschulzen. Musternd glitten unsere Blicke die graue Front der Achtzehnjährigen entlang. Da, er fiel uns gleich auf. Hermann, mein Kamerad, stieß mich in die Seite. „Siehst du den da? Von hinten den Sechsten?“ Selbst der Leutnant, der prüfend die Front abschrift, blieb verwundert stehen, schüttelte den Kopf und ging langsam weiter. – Es war Michael Neukirch. Später lernten wir ihn kennen. Mittelgroß und schlank, fiel seine Gestalt in der langen grauen Reihe eigentlich ebensowenig auf, wie eine Latte in einem Staketenzaun. Ueber seiner rechten Schulter hing das Gewehr, über seiner linken jedoch hing, eng an den Tornister gepreßt, eine Laute. Sie war hauptsächlich Gegenstand unserer Aufmerksamkeit.

Eintönig plätscherten die Befehle des Leutnants. Am Schluß steigerte sich die Stimme zu einem schrillen Schrei: „Wegtreten!“ Die grauen Reihen lösten sich auf. Die Jungens wurden von uns in Empfang genommen. Hermann und ich, wir nahmen Michael in unsere Mitte und zogen ab in unser Quartier, einen feuchten ehemaligen Weinkeller.

Michael stammte aus einer kleinen schwäbischen Stadt. Er hatte blaue, verträumte Augen und blonde Haare. Um seinen Mund lag immer ein weicher, wehmütiger Zug. Seine Lippen bedeckte ein dünner Flaum. Die Uniform stand ihm so wenig wie einem ostfriesischen alten Bauern ein Frack mit feierlicher Krawatte.

Es war spät geworden. Wir legten uns ins Stroh und schliefen [16:] bald. Wir hatten gelernt, in jedem Dreck zu schlafen ... Ein Stoß in die Rippen weckte mich. „Hörst du“, flüsterte Hermann. Schlaftrunken lauschte ich. „Mein Herz, das weint vor Traurigkeit“, hörten wir eine schmelzende Stimme. Dazu tönte die Laute. ... Ha, ha, ha! Ha, ha, ha! Ha, ha, ha! Laut lachten wir. Ja, wir sind alte, verrohte Frontschweine. Ohne jede Sentimentalität. „Dem müssen wir bald eine Braut verschaffen“, beschließt Hermann lakonisch. ... Damit ist der Fall erledigt. Wir legen uns auf die andere Seite und schlafen weiter ...

Seit drei Tagen liegen wir wieder im Graben. Der Tag im Graben ist dreimal so lang wie der gewöhnliche Tag. Je schneller das Tempo des Feuers ist, je häufiger die Schüsse krachen, um so langsamer rinnen die Minuten und Stunden. Seit zwei Tagen betrommelten die Engländer unsere Front. Unser Graben war von Volltreffern zerrissen. Jeder Treffer forderte zahlreiche Leben. Täglich hatten wir starke Abgänge. Fast war es unsere einzige Arbeit, die Toten und Verwundeten abends durch die Laufgräben nach hinten zu schleppen.

Einzig die betonierten Unterstände hielten noch Stand. Eng zusammengepfercht brachten wir die meisten Stunden in den stinkigen Löchern zu. Draußen tobte das Trommelfeuer, und wir spielten in dumpfer, verhaltener Nervosität stundenlang Skat. Die Zeit zu töten, interessierte uns mehr als der „Gegner“. ...

Der vierte Tag. Dumpf liegen wir auf unseren feuchten, schimmligen Zeltbahnen. Selbst ein Dauerskat kann uns nicht mehr ablenken. Nervös lauschen wir dem Höllenlärm von draußen. Schmidt und Reimann haben das dickste Fell. Bei jedem Einschlag taxieren sie die Entfernung in Metern von unserem Unterstand. Darüber geraten sie regelmäßig in Streit ... Zu unserer Betonkiste hat keiner mehr Zutrauen. Ein Volltreffer und wir brauchten uns nicht mehr zu grämen, wer den nächsten Skat gewinnt. „Immer noch besser hier drinnen, als draußen eins auf den Deckel kriegen“, meint Schmidt. Er ist abgebrüht. Wie durch ein Wunder blieb er bis jetzt verschont.

Michael liegt in stumpfer Angst neben mir. In seinen Armen hält er wie seine Geliebte seine Laute. Eine schöne, alte, fein geschnitzte Laute. Ich glaube fast, er ist von ihr nicht zu trennen. Michael ist traurig. Zwei der Seiten sind gesprungen. Leicht streicht er über die Baßseiten und singt leise eine wehmütige Volksweise. Hermann brummt „Hör uff mit dem Quatsch, draußen ist genug Musike“. Verschüchtert läßt Michael die Laute sinken. Ich verstehe Hermann. Der Kontrast macht ihn wild. Bringt ihm erst zum Bewußtsein, daß es außer Granatexplosionen auch noch andere Töne gibt ...

Wieder liegen wir Stunden. Kein Wort fällt. Trotzdem, wir sind alle wach. Es muß doch endlich etwas passieren. Wegen meiner könnten wir in die Luft fliegen, wenn nur die unerträgliche [17:] Spannung ein Ende hätte. ... Plötzlich richtet sich Michael auf. Voll greift er in die Seiten seiner Laute. Laut, mit klarer Stimme stimmt er ein Lied an. Ein Lied! ... Wir sind starr ... „Die Internationale“. – Was ist mit Michael? – Ist er verrückt? – Langsam und schwerfällig rutschen die anderen näher. Schmidt und Reimann vergessen ihre Berechnung, glotzen starr auf die Laute wie auf einen Minenwerfer neuester Konstruktion. Zuerst kommt Hermann zu sich. Ueber sein gutmütiges stoppliges Gesicht gleitet ein breites seliges Lächeln. – Und beim Refrain – setzt Hermanns tiefe Baßstimme ein: „Völker, hört die Signale“. Langsam, zögernd folgen die anderen. Erst Schmidt, dann Reimann mit der Fistelstimme und dann ich. Unser Unterstand dröhnte. Das erstemal in diesen vier Tagen hörten wir nicht das Trommelfeuer. Wir lebten nur in der herrlichen Melodie und dem bezwingenden Geist dieses Liedes. ...

Dann plötzlich wird die kleine Tür aufgerissen. Das zerfetzte Studentengesicht unseres Leutnants erscheint in der Türöffnung. „Was ist hier los?“ schneidet seine Stimme. Die Laute verklingt. Wir sind erstarrt. Noch tönt das Wort „erkämpft das Menschenrecht“ in unseren Ohren. – „Neukirch, vortreten“, schrillt die gläserne Stimme des Leutnants. Widerwillig erhebt sich Michael, tritt, die Laute unter dem Arm, in den Graben. Unzertrennlich. Gerade jetzt hatte das Feuer aufgehört. Voller Spannung lugten wir anderen Kopf an Kopf aus dem engen Loch der Türöffnung. Der Leutnant dämpfte die Stimme und zischte: „Schwein, Verräter, was treibst du hier?“ Das Gesicht Michaels verzerrte sich zu einer Grimasse. Seine Rechte umspannte fest den Hals der Laute. „Zeig her den Kasten“, gurgelte der Leutnant voller Wut. Aber bevor er dazu kam, den Arm auszustrecken, holt Michael in mächtigem Schwung aus, die kostbare, geschnitzte Laute saust durch die Luft über den Grabenrand und landet zersplitternd auf dem Kopf des Leutnants. – „Herr Gott, ist das eine Junge“, flüstert atemlos neben mir Reimann. Die Wut des Leutnants schlägt plötzlich um in eine tierische Angst. „Festnehmen den Kerl“, „festnehmen, festnehmen!“ schreit er zwei Unteroffiziere zu, und stürzt, sich von der zersplitterten Laute befreiend, in seinen Unterstand. Die beiden Unteroffiziere packten den gleichmütig dastehenden Michael und führten ihn durch den Laufgraben nach hinten.

Stumm krochen wir in unser Loch zurück. Am liebsten würden wir uns zusammenziehen wie Regenwürmer, so schämten wir uns voreinander wegen unserer Feigheit. Michael, der weiche Junge. ... „Sind wir tatsächlich schon solche Frontoachsen?“ unterbrach Hermann als erster das Schweigen. Keiner antwortete.

Denselben Abend wurden wir zurückgezogen. Schweigend tappten wir durch die Laufgräben nach hinten dem Dorfe zu. Das Dorf liegt ruhig. Plötzlich zerrt mich Hermann am Arm. [18:] „Du, dort steht Michael.“ Ich lenke meinen Blick in der Richtung. Richtig! Fünf Schritte vom Weg entfernt steht Michael – gefesselt am Baum. Er hat uns entdeckt. Seine gefesselten Arme machen den schwachen Versuch, uns zu winken. Wir kommen näher. Der wehmütige Zug um seinen Mund ist verloren. Der träumerische Glanz seiner Augen ist verlöscht. Der Mund ist plötzlich hart und entschlossen. Gar

nicht mehr achtzehnjährig. Er lächelt. „Wahrscheinlich werden sie mich einsperren“, ruft er. Mir steigt es heiß in den Hals. Hermanns Hand verkrampft sich in meinen Arm. „Rache“, gluckst er, von Wut erstickt.

Ein Jahr später nahmen wir Rache. Unser Leutnant wurde von irgend jemand erschlagen.

*

KARTOFFELN

KURT HUHN

Hing der Mond am Himmel eine Nacht,
Ist Mutter mit mir ins Land gefahren.
Mit den Händen haben wir Mieten aufgemacht,
Mieten voll Kartoffeln, die wie Märchen waren.

Der Vater war draußen in der Schlacht
Im Mordgeheul und zertrichterten Feld.
Wir fuhren im Schlaf auf, manche Nacht
Und hatten Furcht, daß der Vater fällt.

Wir schlichen um Dörfer, immer querfeldein,
Die Mutter und ich in der Nacht,
Der Vater hielt draußen die Wacht am Rhein,
Fremder und weiter entfernte ihn uns die Schlacht.

Ich schloß die Augen, streichelte den Sack,
Der Mutter Seufzer fielen in mich hart wie Stein;
Ich pfiß und trillerte, trug Huckepack
Kartoffeln, Kartoffeln in die Stadt hinein.

Die Dächer der Häuser neigten sich tief
Auf meine Kartoffeln, die den Nacken drückten;
Ich keuchte dahin und lief
Davon vor den Menschen, die mir in die Augen blickten.

Zu Haus, da wuschen wir ab den Sand,
Als wären es Nippesfiguren. Der Magen sich drehte.
Wir nahmen sie vorsichtig, einzeln zur Hand
Eh der Wasserdampf sie umwehte.

Wenn Sommertags die Leute pflücken Blumen
Dort vor der Stadt, im Land, im wunderbaren,
Dann steh ich vor den aufgewellten Ackerkrumen,
Denk an Kartoffeln, die wie Märchen waren.

*

[19:]

DER JAHRTAUSENDPUTSCH DER LITERATURNIHILISTEN

KURT KERSTEN

Vor einigen Jahren richtete der Herausgeber der „*Neuen Bücherschau*“ an einige linke Schriftsteller die Bitte, in ein Redaktionskomitee einzutreten, das Richtung und Themen der Monatszeitschrift bestimmen sollte. Es handelte sich um Schriftsteller, die bereits seit längerer Zeit an der „*Bücherschau*“ mitgearbeitet hatten und in der damaligen politischen und literarischen Haltung des Herausgebers eine Gewähr erblicken mußten. Es war in der Tat zum erstenmal wieder seit der Liquidation der Revolutionszeitschrift „*Die Erde*“ der Versuch gemacht, linken Schriftstellern die Möglichkeit zu geben, konzentrisch gegen die Reaktion auf allen Gebieten vorzugehen; das wesentliche des Versuchs aber war die Bildung eines Kollektivs, das für Inhalt und Richtung verantwortlich war.

Der Herausgeber der „Neuen Bücherschau“ muß damals das Bewußtsein gehabt haben, daß ein radikales Blatt nur Stoßkraft besitzen könne, wenn es von einer geschlossenen Schar Gleichgesinnter beeinflußt und geführt wurde. Er muß das Gefühl gehabt haben, daß er aus seiner Isolierung heraus mußte, wenn ein aggressives Blatt erfolgreich sein sollte. Dieser Wunsch eines einzelnen nach kollektiver Arbeit war ein beachtenswertes Symptom für einen Wandlungsprozeß innerhalb der literarischen Bewegung überhaupt. Die Zeit mußte vorüber sein, da der Herausgeber einer Zeitschrift in „splendid isolation“ sein Blatt redigierte, Manuskripte empfing, Anregungen weitergab, selbst Inhalt, Thema, Richtung bestimmte. Es war gewissermaßen eine Absage an den individuellen Literaturbetrieb, es schien, als brauche der Herausgeber für sich selbst eine Kontrolle, die Möglichkeit, mit Gleichgesinnten in enger Verbindung zu stehen.

Man muß wissen, daß der Herausgeber erst nach der Revolution publizistisch hervortrat, politisch nicht revolutionär, sondern nur radikal eingestellt war, seine Zeitschrift tatsächlich unter Opfern in wirtschaftlich schwierigen Zeiten durchhielt und eine Lebensaufgabe in der Führung des Blattes zu erblicken schien; er besaß ein besonders persönliches Verhältnis zu diesem „seinem“ Blatt. Gerade aus diesen Beziehungen mußten sich aber Konflikte ergeben, die notwendig eine Trennung vom Herausgeber herbeiführen mußten.

Auch als das Kollektiv in Erscheinung trat, verließ den Herausgeber der Gedanke nie, daß er Macher, Urheber, Eigentümer des Blattes war. Dies vielgliedrige, heterogene Kollektiv hat in Wahrheit nie gearbeitet, nicht nur weil sich bald herausstellte, daß in ihm Menschen saßen, die über verschiedenste Probleme ganz verschiedener Meinung waren, sondern weil es dem Herausgeber vor allem darauf ankam, seine Literaturpolitik zu machen. Wer heute in Deutschland ein Blatt auch nur mit ge-

[20:]

LESER DER „LINKSKURVE“

Das aktuellste Problem ist heute China

Wir bieten Ihnen an:

KARL AUGUST WITTFOGEL

„Das erwachende China“

Professor Dr. R. Wilhelm, Leiter des deutschen Chinainstituts, in der „Frankfurter Zeitung“: „Das Buch ist als erster Schritt auf dem Wege einer neuen Durcharbeitung der chinesischen Geschichte nach neuen Gesichtspunkten zu begrüßen ...“ A. Iwin in der „Prawda“: „... ein Buch, das man dreist als die beste bei uns existierende populäre Arbeit über China bezeichnen kann. In diesem Buch sind unvergleichlich mehr Ideen, Logik und Folgerichtigkeit und wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit enthalten als in vielen sogenannten wissenschaftlichen Abhandlungen und Monographien, die zum größten Teil mit Hilfe von Schere und Kleister und einer schwülstigen Phraseologie fabriziert sind.“ Preis: Kartoniert in zweifarbigem Photoumschlag RM. 2,50. Gebunden in Ganzleinen mit zweifarbigem Photoumschlag RM. 3,50. Umfang 176 Seiten.

SUN-YAT-SEN

Aufzeichnungen eines chinesischen Revolutionärs

Herausgegeben und eingeleitet durch eine Darstellung der Entwicklung Sun-Yat-Sens und des Sun-Yat-Senismus von K. A. Wittfogel.

Aus einer chinesischen Kritik: „So ein Buch hat man nicht nur in Europa und Amerika, nicht nur in Moskau, auch in China, wie ich weiß, nicht hervorgebracht. Das sind nicht nur Aufzeichnungen eines Revolutionärs, sondern ein Grundriß der Geschichte der chinesischen Revolution in den letzten Jahrzehnten.“ „Sozialistische Politik und Wirtschaft“: „... eine aufschlußreiche und sorgfältige Arbeit, deren wissenschaftlicher Wert um so höher angeschlagen werden muß, als das Material über die chi-

nesische Revolution noch völlig ungeordnet und eine systematische Literatur überhaupt noch nicht vorhanden ist. ...“

Preis: Broschiert mit Zweifarbenumschlag RM. 3,90. Gebunden mit Zweifarbenumschlag RM. 5,50. Umfang 344 Seiten.

Diese Bücher bekommen Sie in jeder guten Buchhandlung oder direkt vom

AGIS-VERLAG, BERLIN S 14, ALEXANDRINENSTR. 62

[21:]ringer Auflage besitzt, ja, wer nur einen bei bürgerlichen Blättern immer abhängigen Redakteurposten hat, ist eine Macht – eine Macht, die tatsächlich zuweilen in wichtigen Momenten Entscheidungen fällen kann. In der Regel verfallen solche Menschen einem Allmachtsschwindel und richten viel Unheil an. In Zeiten, da die bürgerliche Literatur immer mehr ein Gewerbszweig geworden ist, wird der Besitz einer Zeitschrift doppelte Gefahr für ihren Herausgeber. Indem der Herausgeber verzichtete, ein Korrektiv durch enge Zusammenarbeit mit dem Kollektiv zu schaffen, mußte es zu Konflikten, endlich zum Bruch kommen.

Der Herausgeber hielt in der Inflation Schritt mit der revolutionären Bewegung, er hat weder die wirre unklare Periode der bürgerlichen radikalen Literaturbewegung vor dem Krieg, noch ihren Zusammenbruch im Krieg erlebt. Das ist natürlich nicht seine Schuld. Aber ihm hat immer das Bewußtsein einer reinen und konstanten revolutionären Bewegung gefehlt, er hat nie erkannt, daß Literatur kein Ganzes ist. Der „Geist“ schwebt seit den Tagen der Schaffung der Welt nicht mehr über den Wassern.

Im letzten Heft der „Neuen Bücherschau“ liest man einen Aufsatz über den Dichter Benn. Zum ersten Male tritt hier ganz offen zutage, daß der Herausgeber nicht mehr an die Wechselbeziehungen zwischen Literatur und Tageskampf glaubt. Dieser Aufsatz, der nicht vom Herausgeber stammt, für den er aber voll verantwortlich ist, wehrt sich mit aller Energie und sogar verächtlich gegen Publizisten, Schriftsteller und Dichter, denen die Gefahr des drohenden Krieges gegen die Sowjetunion, die Streiks, die Arbeitskämpfe wichtiger sind als das Aussprechen persönlichster Empfindungen. In diesem Aufsatz wird Benn gerühmt, weil er ein Rebell des Geistes, ein Aufruhrphilosoph sei, der in Kulturkrisen denke und mit Jahrtausendputschen rechne.

Die Absage an die revolutionäre Literatur ist nicht nur deutlich, sondern provokant. Es braucht nicht ausgeführt zu werden, daß uns Jahrtausendputsche völlig gleichgültig sind, daß uns die Maitage, die Augustdemonstrationen wichtiger sind, daß die Kämpfe dieser, unserer Zeit, die Klassenkämpfe im Jahre 1929 Inhalt unseres Denkens und Schaffens sind. Wir kennen keine Rebellen des Geistes, sondern Revolutionäre von Leuna, von der Ruhr. Was wir aus diesem Aufsatz heraushören, sind jene verhängnisvollen Sirenenklänge des Jahres 1919, ist auf höherem Niveau Landauertum. Und man wanderte sich, daß der Name Bechers als Redaktionsmitglied in der gleichen Nummer genannt wurde, da wir wissen, daß gerade Bechers Entwicklung von jener Verkündung der geistigen Revolution fortgeführt hat. Wir erleben den Rückfall in überwundene Zeiten. Man weiß, wie schwer, wie langsam und opferreich dieser Weg gewesen ist. Ein Irrtum, zu glauben, daß diese Trennung leicht gewesen wäre. Wir wissen nicht, was den Herausgeber, der solche For-[22:]mulierungen deckt, jetzt noch daran hindert, Fritz von Unruh zu drucken; er hat sein Leben lang nicht anders gedacht, nichts anderes geschrieben. Wenn der Herausgeber aufrichtig und kein unklarer Kopf ist, nimmt er Unruh, Rabindranath Tagore und John Galsworthy in sein Kollektiv auf, wird Mitglied des Pen-Klubs und erscheint nicht mehr nur als Lobpreiser Alfred Brauns, sondern auch des Kultusministers Becker.

* * *

Die „Linkskurve“ ist kein zufälliges Produkt, ist auch nicht die Schöpfung eines einzelnen, der an die Illusion der Isolierung glaubt, die entweder zum Nihilismus oder zur Anbetung der Konjunktur führt. Da ist eine große Zahl von politisch klaren und bewußten Leuten, die in engster Verbindung mit einer revolutionären Partei stehen, die ihr individuelles Schicksal eng verbunden fühlen mit dem Schicksal

der Klasse, der sie angehören, sie rechnen nicht mit Jahrtausendputschen, sondern mit den Angriffen der herrschenden Klasse des heutigen Tages.

Sie machen diese Zeitschrift. Sie ist ihre Sache. Sie wollen einer Idee zum Ausdruck verhelfen, die in die Wirklichkeit umgesetzt werden muß. Sie kontrollieren dies Organ, jeder von ihnen hat das Recht, die Pflicht zur Kritik wie zur Mitarbeit; keiner denkt daran, daß er durch diese Zeitschrift eine Position gewinnt. Das Zauberwort „Beziehungen“ öffnet hier keine Portale. Auch die Ungeduld eines unsteten, ungläubigen Entwurzelten, der sich künstlich in Fieberzustände versetzt, wird uns nicht verwirren können; am wenigsten ist in unseren Reihen Platz für jene Anbeter des Tempos; jene verzückten Narzissusse, die eine Bewegung vortäuschen, von der sie in Wahrheit nie ergriffen wurden, und die aus einer Jargonwendung des preußischen Kasernenhofes und der Börse eine metaphysische Angelegenheit gemacht haben, um über ihre eigene Verworrenheit, Hilflosigkeit und geistige Armut hinwegzutäuschen.

*

FITSCHGETAU ODER EIN NEUER ZENSURSKANDAL

EMIL GINKEL

I.

Gedicht.

Fitschgetau, fitschgetau,
fliegt das Schiffchen her und hin.
Fitschgetau, fitschgetau,
denk an die Kinder, denk an die Frau,
dann ist die Fabrik nicht mehr würgend grau.

Schuß an Schuß,
wird die Kette zum Band.
Schuß an Schuß,

[23:]

denke nur immer: „Ich muß.“
Beiß in die harte Nuß.

Fabrik muß sein,
die Kinder brauchen Brot.
Fabrik muß sein,
so wird ein Lohn auch dein,
das andre schließt der Herr in seinen Schrein.

Der Bandstuhl höhnt,
es spotten Spulmaschinen:
„Du graues Tier,
vom Frühling abgeschieden;
am Freitag wirst du ja entlöhnt,
so daß du stöhnen wirst: Wi hebben schlechte Tieden.“

Fitschgetau, fitschgetau,
halt dich dran, das Brot ist klein.
Fitschgetau, fitschgetau,
größer müßt es sein.

Graues Tier, denk nicht so viel:
Teuer ist des Herrn Mobil,
teuer sein Leben am Strand,
teuer sein Spiel; –
kostbar und viel,

was seine Dirne verlangt.
Web darum Band
und schaue nicht auf.
Fitschgetau, fitschgetau,
schaff für des Herren Bauch.

Graues Tier in grauer Fabrik,
geduckt die Schultern, getrübt der Blick.
Denk an die Kinder, denk an die Frau:
Fitschgetau, fitschgetau.

Fitschgetau, fitschgetau!
Stürmen will ich diesen Baul
Scheiben sollen klirren!
Daß du sehen lernen kannst
Und erblickst den trägen Wanst,
der dich um deine Arbeit betrügt,
der dich beschwindelt, der dich belügt,
der die Fabrik gegen dich in Marsch gesetzt, der dich treibt,
dich foltert, dich schlägt und hetzt:
Wach auf, Prolet, der Morgen tagt!
Der Herr hat dich genug geplagt.
Für deine Kinder, für deine Frau
ball hoch die Faust und –
Fitschgetau.

Aus dem Band „Pause am Lufthammer“ von Emil Ginkel. Internationaler Arbeiter-Verlag.

[24:]

II.

Strafbefehl.

Aktenzeichen:

C IV KNr. 185/1929

Reg. Nr. 217/1929

Auf den Antrag der Staatsanwaltschaft wird gegen den Dreher (Redakteur) Johannes Friedrich Karl Koschik

geboren 19.9.1902 zu Kiel,
wohnhaft Liegnitzstraße 8,

– wegen der Beschuldigung

zu Bremen am 21. Juni 1929 in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise verschiedene Klassen der Bevölkerung zu Gewalttätigkeiten gegeneinander öffentlich angereizt zu haben, indem er als verantwortlicher Schriftleiter der „Arbeiter-Zeitung“ in der Nummer 142 der genannten Zeitung das folgende Gedicht veröffentlichte: – Vergehen nach § 130 StrGB. –, wofür als Beweismittel bezeichnet sind: 1. Geständnis, 2. die Zeitung, eine Geldstrafe von 100 RM. und im Falle diese nicht beigetrieben werden kann, eine Gefängnisstrafe von 10 – zehn – Tagen festgesetzt.

Bremen, den 13. Juli 1929.

Das Amtsgericht.

Kostenberechnung:

- | | |
|-----------------------------------|---------|
| 1. Gebühr für den Strafbefehl | 5 RM. |
| (§ 63 des Gerichtskostengesetzes) | |
| 2. Geldstrafe | 100 RM. |

Sie waren sicher baß erstaunt, als Ihnen die „Literarische Welt“ plötzlich ein Sonderheft „Arbeiterdichtung“ vorsetzte, waren baß erstaunt, weil Sie vielleicht irgendwo im Bad saßen und alles andere, nur nicht gerade das erwartet hatten. Aber Sie haben wohl gelesen, was Ihnen Herr Haas, übrigens ein tüchtiger Literaturkoch, was die Sensation anbetrifft, zur Einleitung vorgesetzt hat: „Aber wer sich heute nicht ernsthaft mit den Problemen des Proletariats auseinandersetzt, lebt außerhalb dieser, unsrer Welt!“ Also setzen Sie sich damit auseinander. Es haben ja schon verschiedene vor Ihnen getan, der Herr Klöckner, der Herr Hugenberg und die übrige deutsche Großindustrie. Sie sind ihnen sogar so nahe gerückt, daß sie plötzlich Gefahr witterten, und sie haben sich gegen diese Gefahr mit einigen tausend Werkpolizisten abgekapselt. Herr Severing und die übrigen Militär- und Polizeigewaltigen der deutschen Republik: sie haben bei ihrer letzten Annäherung an das Proletariat sogar Tanks, Wasser und Tränengase benutzt, und sie werden sich bei der nächsten wohl noch mehr Mühe geben. Ja, meine Herren und Damen der „Literarischen Welt“, es wird wirklich höchste Zeit, daß Sie sich [25:] diese Halbwilden aus der Unterwelt, die sogar schon dichten können, auch einmal betrachten. Besonders, wie die Herausgeber der „Literarischen Welt“ so erfreulich betonen, ihre Literatur und auch ihre Kulturmöglichkeiten.

* * *

Herr Haas macht es nun wirklich sehr geschickt. Zuerst werden Sie von einem jüngeren und von einem älteren Literaturapostel in diese Arbeiterdichtung und die proletarische Kultur eingeweiht. Der erste, Herr Raschke, gibt sich besondere Mühe. Da erfahren Sie, daß es erst einiger Kaiserworte bedurfte, um die, die da im Schatten lebten, mit Hilfe von Patriotismus aus der Tiefe zu locken. Nun, werter Herr Raschke, wenn dort Ihre Arbeiterdichtung anfängt, unsere fing früher an. Fing 1880 an, 1901. War kräftiger Toback einiger dichtender proletarischer Propagandisten, und es hat sich auch einiges davon erhalten. Bröger, Lersch, Bartel, der Sprung in die Kriegsbegeisterung läßt sich natürlich nicht verleugnen. Aber hier machen wir Unterschiede. Bröger hat nie zu uns gehört, Lersch war immer katholischer Außenseiter, Bartel war das, was wir eine Fontäne, einen Rausch, eine übersteigerte Begeisterung nennen.

* * *

Herr Raschke entdeckt da, daß die Sozialdemokratie bald erkannte, was diese Dichter für ein wertvoller Zuwachs waren. Bestimmt, hier liegt eine gewisse Wahrheit. Auch das Hegen und Pflegen dieser leidlichen Mittelmäßigkeit hat er gut beobachtet, aber er gleitet daran vorüber, er stellt ihr ehrliches Ringen außer Zweifel. Warum auch nicht? Sie sollen ja diese Nummer kaufen und lesen. Er will nur gegen ihre Interpreten anrücken. Er spricht dann gegen den Sprechchor, der ohne weiteres schlecht ist, wenigstens soweit er den pastoralen Beiton von Bruno Schönlank hat, oder die Beweihräucherung des Menschen durch Pflanzen von kleinen Bäumen, die im Hirn von Karl Bröger gewachsen sind. Aber man soll nicht so oberflächlich auf den Höhen herumtanzen. Es gibt Besseres. Kleine Sprechchöre, die spontan aus den Massen kommen, größere, die es vor allen Dingen in Rußland, besonders in Arbeiterzentren, gibt, und die stark und unmittelbar an die Sprech- und Bewegungschöre der alten Griechen erinnern.

* * *

Man könnte Ihnen noch mehr antworten über Ihren Literaturapostel. Auch über seine spätere Stellung zu Lersch (den er falsch sieht, von uns aus). Auch über seine sonderbare Ansicht, innerhalb des Proletariats eine Dichtung zu suchen, die an die Dichtung, die aus dem Ghetto kam, erinnert. Als ob die Dichter des Proletariats blaßblaue Ghettojünglinge wären, als ob die Massen des Proletariats jemals auf Jehovah oder auf einen andern gottähnlichen Befreier gewartet hätten. Schlagen Sie ein-[26:]mal Ihr Blatt zu, werter Leser dieser Kulturzeitschrift, in allen Straßen Deutschlands hören Sie jetzt wieder die Gesänge und die Lieder (auch Gedichte) dieses Proletariats, und dann werden Sie merken, daß der Herr Raschke auch weiter, wahrscheinlich ewig, auf diese Ghattogesänge warten muß!

* * *

Aber auf einen letzten Punkt müssen wir noch eingehen. Herr Raschke wirft mir persönlich vor, daß ich 1929 einen Satz von 1922 aufhebe. 1922 sage, daß sich die proletarische Dichtung, die Verse, der Rhythmus in alle Verse einreihen lasse, und 1929 betone, daß da eine neue erst wirklich proletarische Literatur explosiv erscheint, eine Literatur, die auf jede Literaturtradition verzichtet und alles als ihre Literatur anerkennt, was irgendwie den Begriff und die Tatsache Agitation ausdrückt. Nun, Herr Raschke, wir nennen das Ihren Lesern gegenüber Entwicklung, und wenn Sie wirklich über proletarische Literatur, also über unsere Literatur sprechen wollen, dann müßten Sie wissen, daß wir 1924 die trotzkistischen Thesen von dem Nichtvorhandensein einer proletarischen Literatur umgeworfen haben. Nicht wörtlich, aber das plötzliche Auftauchen dieser Literatur in Rußland, in Amerika, in Mexiko, in Frankreich, in England, in dem kleinen Belgien, in der Schweiz, in Japan hat uns diesen Sturz diktiert, und Sie, werter Herr Raschke, müßten es eigentlich wissen.

* * *

Der, oder besser, die Zweite, die Ihnen, liebe Leser der „Literarischen Welt“, Herr Haas zur Aufklärung über die proletarische Literatur vorsetzt, packt ihre Sache schon kräftiger an. Allerdings auch mit Hintertüren. Frau Rühle-Gerstel behauptet am Anfang, es gäbe drei Definitionen proletarischer Kunst. Diese ewigen Definierer! Wir sagen Ihnen einfacher, es gibt nur eine proletarische Kunst, und das ist die proletarische Kunst, die zugleich revolutionär ist. Es ist das Gedicht, in dem Sie nichts von Mitleiden, von messiasähnlicher Empörung, von proletarischem Weltschmerz hören, es sind die Gedichte, die die Losungen der Massen so hinausschreien, daß sie wirken und mitreißen. Dasselbe gilt vom Drama, dasselbe gilt von der Novelle, vom Roman. Nur das, was wirkt, was auflodern läßt, was uns begeistert, ist proletarische Kunst. Alles andere werfen wir, losgelöst von der Definierung der Frau Rühle, mit Freuden auf die andere Seite der Barrikaden.

* * *

Sie macht noch schlimmere Schnitzer, und wahrscheinlich haben Sie sie, liebe Leser der „Literarischen Welt“, selbst schon gefunden. Da steht z. B. am Anfang ihres Artikels: „Die Frage lautet nicht mehr, kann es proletarische Kunst geben oder nicht? Sondern angesichts von proletarischer Kunst muß sich herausstellen, daß diese Frage belanglos ist!“ Am oder gegen den Schluß [27:] behauptet sie aber wieder: „Alle Diskussionen über proletarische Kunst, alles Drumherumreden, also auch dieser Artikel, sind aber ein Beweis dafür, daß es noch keine proletarische Kunst gibt. Denn sonst wäre es sehr einfach, man nähme ein zweifellos Proletarisches Werk her und analysierte es!“ Schade, Frau Rühle, daß Sie das gesagt haben. Schade, Herr Haas, daß Ihnen das passieren mußte. Denn nach diesem Ausspruch kann man nur feststellen, daß die Frau, die Sie da zur Mitarbeit an Ihrem Sonderheft herangezogen haben, seit 1923 weder einen der neuen Russen, noch einen der proletarischen Schriftsteller der übrigen Welt gelesen hat. Nebenbei, ihre Zahl hat das erste Hundert schon weit überstiegen.

* * *

Herr Haas wäre nun nicht der Mann, der er ist, wenn er Ihnen nicht noch zum Anreiz und um den Leseappetit zu erhöhen, ein paar von diesen proletarischen Dichtern selber vorgesetzt hätte. Oho, sogar redlich geteilt! Zwei radikale und drei, die stark nach der andern Seite neigen.

Zuerst Zech: Er spricht frisch, donnernd, sagt manche Wahrheit, besonders in der Richtung zur SPD, irrt bei den Namen Toller und Brecht etwas ab, ist aber optimistisch und glaubt an die proletarischen Dichter, die einmal oder schon heute das proletarische Weltgefühl gestalten können.

Max Bartel als Zweiter ist blumenhaft verzückt (blumenhafter als wir ihn je gesehen haben), aber er behauptet dasselbe wie Zech. Nur weniger überzeugend und glaubhaft. Uns liegt auch nichts an dem proletarischen Heidenepos, das langsam in die Lesebücher der deutschen Republik eingeht. Auch nichts an dem messianischen Gedicht und an den pantheistischen Gesängen (lauter Wortgeklingel aus der Lauensteiner Schule von Eugen Diederichs). Das Proletariat will, wie ich schon einmal sagte, den Gesang der Straße, den Gesang der rebellierenden Fabrik und den Gesang des Massenhasses. Und wenn Bartel dagegen aufstehen sollte und das Gegenteil behauptet, die Mähnenjünglinge, die heute noch die Verse von Herbst und Sternen an der Brust tragen, die Büchergildenanhänger, die sie, mit

Goldschnitt gebunden, in ihre halbeichenen Bücherschränke stellen, gehören nicht mehr zum Proletariat.

Emil Ginkel: Einfach und schlicht, der Dritte, ist ganz das Gegenteil von dem proletarischen Olympier Bartel. Heute noch Fabrikarbeiter, atmet jeder seiner Verse auch noch das Tempo dieser Fabriken. Auch was er aussagt, ist ein gutes Zeugnis für ihn: „Ich kann mich nicht jenseits meiner parteipolitischen Tätigkeit als proletarischer Dichter fühlen. Ich fühle mich auch hier als Funktionär der Partei des klassenbewußten Arbeiters!“ Das, meine Herren, ist ohne Pathos das, was Bartel mit seinem Pathos heraufbeschwören will, das Verwurzelte des Dichters mit seiner [28:] Klasse, und wenn ich Ihnen noch ein übriges raten kann, kaufen Sie seine ersten Verse „Die Pause am Lufthammer“, und Sie werden erfahren, daß ich Ihnen nicht zu viel versprochen habe.

Karl Bröger, der Vierte, erzählt Ihnen seine Geschichte. Er läßt allerdings einen Teil davon aus. Die Periode von „Deutschlands größtem Sohn“, der mit seiner Hilfe im Weltkrieg den Bruder erschlug und auf den Sozialismus und die Baseler Beschlüsse vom proletarischen Weltfrieden pfiß, bis zu seinem Bundeslied des Reichsbanners, das langsam zur Hymne der Verräter der deutschen Arbeiterklasse wurde. Er sagt auch sonst nichts Besonderes; daß er für die Forderungen der Arbeiterschaft kämpft, können Sie ihm allerdings glauben. Wir versichern Sie aber, das glauben außer Ihnen nur noch einige religiöse Sozialisten und einige jungsozialistische Weltverbesserer.

Braune, der Fünfte, tritt Ihnen wieder etwas bestimmter und dröhnender gegenüber. Als erster auch mit Beispielen, deren Handfestigkeit Sie überzeugen müßte. Was er da behauptet, daß der deutsche Arbeiter Mitkämpfer braucht und keine Schönredner, können Sie auch getrost unterstreichen. Das Hervorheben des Roten Frontkämpferbundes als Hochburg des proletarischen Lebensgefühls und einer guten Kameradschaft, muß noch stärker unterstrichen werden. Den Schluß seiner Antwort, den Sie vielleicht überlesen haben könnten, zitieren wir Ihnen sogar noch einmal wörtlich: „Da, im unbekannten Land, in den Herzen der Arbeiter, in den Solidaritätsaktionen, in den Betrieben, in der heimlichen Arbeit der Zellen, im grandiosen Ruhrkampf Ende 1928, bei der schlesischen Weberaussperrung in diesem Monat, im vierzehnwöchigen Streik der Hennigsdorfer Walzwerksarbeiter, da, wo die Theorie in der Praxis erprobt wird, wo die Literatur Bagatelle und die Klassenfront alles ist, da bilden sich die Elemente des Neuen.“

Wir sagen Ihnen gerne, verehrte Leserschaft der „Literarischen Welt“, noch mehr. Ueberall sind diese Zellen des Neuen, in jeder Demonstration, die durch die Straßen stampft, in jeder Zeile, die ein Arbeiter an seine Zeitung schickt, in jeder freiwilligen Aktion, die jeder Arbeiter beinahe täglich für seine Klasse tut, und natürlich nicht nur in Deutschland und nicht nur in Rußland – in allen Ländern der Welt.

Glauben Sie es nicht? Wollen Sie mit Hilfe Ihrer Literaturapostel behaupten, daß das alles noch wenig Format hat, kaum zu sehen, zu spüren und zum Teil unkünstlerisch und dilettantisch ist? Darüber fallen wir nicht. Jede Kulturbewegung ist stufenartig nach oben gestiegen, und die Kulturbewegung des Proletariats von 1900 bis zu diesem Tag ist bereits ein so gewaltiger Sprung, daß sie sich nicht nur behaupten und durchsetzen, sondern daß sie, wie es bereits in Rußland geschehen ist, weit über die Spitzen der bürgerlichen Kultur hinausstoßen wird.

*

[29:]

NIEDERTRÄCHTIGE ZWISCHENRUF E IN DEM ANTIKRIEGS-AUFRUF DER SPD **ERICH WEINERT**

„Die Sozialdemokratie ist die Partei ...“
(Versprechen Sie sich nicht dabei!)

„... des Friedens und der Völkerverständigung.“
(Das haben wir immer schon gewußt!
Nicht erst nach Kriegsbeendigung.
Siehe 1914, 4. August!)

„Die Kommunisten ...“
 (Jetzt kommt's. Nun wissen wir's gleich!)

„... hetzen gegen das ostasiatische Reich ...“
 (Während Müller dabei ist, abzurüsten.)

„... in der übelsten Weise.“
 (Dafür zahlt Moskau doch höchste Preise!)

„Die Kommunisten stehen mit ihren Methoden ...“
 (Wohl nicht ganz auf dem Verfassungsboden?)
 „... nicht hinter jenen Studenten und Nationalisten zurück...“
 (Das dicke Ende kommt nach. Augenblick!)

„... die in den Julitagen 1914 ...“
 (Langsam reden! Nicht überstürzen!
 Lassen Sie uns das Bild recht lange betrachten!
 Also was?)

„... in Kriegsstimmung machten.“
 (Seht ihr, das kommt vom Klassenhaß!
 Das stimmt genau.
 Darum sind sie auch für den Panzerkreuzerbau!)

„Wir Sozialdemokraten ...“
 (Aufsteh'n! Jetzt wird was verraten.)

„... wollen am 1. August...“
 (Vorsicht, Stufen!
 Da haben Sie doch schon mal was gewollt und gemußt!)

„... der ganzen Welt zurufen:“
 („Wenn uns das Vaterland wieder braucht ...
 Durch Kampf zum Sieg!“)

„Nie wieder Krieg!“
 (Sehr richtig! Damit man sich nicht beklagt:
 Krieg dem Kriege! wär' etwas zuviel gesagt.)

„Nie wieder Menschenmord!“
 (Das ist das richtige Wort.
 Damit ist wohl der 1. Mai gemeint!
 Ach so, das bezieht sich nur auf den äußern Feind!)

[30:]

RUSSISCHE JUGEND

IM SPIEGEL DER RUSSISCHEN LITERATUR

G. BJELYCH – L. PANTELEJEW

Schkid

DIE REPUBLIK DER STROLCHE

504 Seiten. Broschiert M. 4,50. In Ganzleinen geb. M. 6,—

Maxim Gorki: Ausgezeichnet, oft geradezu blendend ... erstaunlich lebendig eine Reihe von Charakteren und die fast monumentale Gestalt des Vikniksor, des Leiters dieser Schule. Die Bedeutung dieses Buches kann nicht übertrieben werden, und es zeugt erneut davon, daß in Rußland Verhältnisse sind, die wirklich neue Menschen hervorbringen.

NIKOLAI OGNJEV

Das Tagebuch des Schülers KOSTJA RJABZEW

272 Seiten. Broschiert M. 3,50. In Ballonleinen geb. M. 5,–

Wirtschaftskorrespondenz für Polen, Kattowitz: Das prachtvollste Rußlandbuch der Gegenwart ... So beglückend und unmittelbar, daß man selbst völlig gebannt und von Sowjetrußland einen lebendigeren Eindruck erhält als aus Dutzenden von Büchern, Vorträgen und Zeitungsaufsätzen.

Kostja Rjabzew

AUF DER UNIVERSITÄT

276 Seiten. Broschiert M. 3,50. In Ballonleinen geb. M. 5,–

A. Lunatscharski: ... ein wirklich dichterisches Werk ... Die abwechslungsreiche Handlung fesselt nicht bloß denjenigen, der sachlichen Aufschluß sucht, über den Gestaltungsprozeß des neuen russischen Menschen. Sie fesselt auch jeden, der ganz einfach dichterische Eindrücke sucht in diesem durch seine Lebensunmittelbarkeit bezaubernden Buch

VERLAG DER JUGENDINTERNATIONALE BERLIN

*

[31:]

„DER KRIEG“*

HERBERT HERENIUS

Vor fünfzehn Jahren marschierten wir in den Krieg. Unvorbereitet. Mit Hilfe der Führer der völkerbefreienden Sozialdemokratie; unter dem Beifall der Dichter. Mit dem Segen der Denker auf den Lehrstühlen der Hochschulen. So wurden wir nach einem Wort von Karl Kraus das Volk der Richter und Henker. Soll es wieder so kommen? Wir werden es zu verhindern wissen. Noch haben die am Weltkriege beteiligten Generationen ihn nicht überwunden, trotz Stahlhelm, militärischer Aufrüstung und imperialistischer Bestrebungen der deutschen Bourgeoisie. Noch lebt das Grauen des Grabenkrieges in uns, die richtigen „Frontschweine“ haben das nervenzermarternde Geräusch des Trommelfeuers nicht vergessen, in schweren Träumen peinigen die eklen Bilder rattenbevölkerter Unterstände; der Knoblauchgeruch des Giftgases sitzt noch in vielen Nasen solcher, die mit zerstörten Lungen und angegriffenen Herzen herumlaufen. Die Krüppel an den Straßenecken sind ein Menetekel und eine Anklage. Es würde heute nicht so leicht sein einen „frischfröhlichen“ Krieg zu popularisieren. Auch für die Dichter nicht. Ein zweitesmal könnte der heutige, gesund und munter unter uns lebende Dichter der Republik, Gerhart Hauptmann, nicht singen: Eh' ich nicht durchlöchert bin, kann der Feldzug nicht geraten. Ein Hohngelächter der Hölle würde ihn hinwegfegen.

Denn jeder ist gewarnt. Nicht nur durch wissenschaftliche Abhandlungen über das Grauen zukünftiger Kriege, die mit Flugzeugen und Gasbomben gegen das Hinterland geführt werden, sondern auch durch die Literatur. Vor dem großen Kriege gab es nichts Geschriebenes, das mit solcher Exaktheit den zukünftigen Krieg schildert wie heute Bechers Roman „Levisite“: wohl auch darum von den Herrschenden verboten. Die chaotischen Wortballungen einer expressionistischen Dichtergruppe, die das Grauen vorausahnte, wurden nicht verstanden. Ihre Bücher kamen nicht unter das Volk, das höchstwahrscheinlich über sie gelacht hätte. So ertranken ihre Stimmen im Rauschmeer der Kriegsbegeisterung, die patriotischen Wogen schlugen darüber zusammen. Das Morden konnte losgehen. So kamen wir zu unserem „Kriegserlebnis“, das für „jeden von uns ein großer erschütternder Einschlag in sein Leben“ war. Nur aus dieser Perspektive ist verständlich und zu erklären, daß jetzt die große Auseinandersetzung mit dem Krieg eingesetzt hat. Er ist keine abgeschlossene Etappe unseres Lebens, wie beispielsweise die Schulzeit, Lehr- und Wanderjahre, sondern ein großes Erlebnis, dessen Schatten uns überall hin verfolgen.

* „Der Krieg.“ Das erste Volksbuch vom großen Krieg. Internationaler Arbeiter-Verlag, Berlin C 25.

Es ist darum nicht nur eine literarische Konjunkturan gelegenheit, wenn man sich jetzt dichterisch mit dem Krieg auseinandersetzt. Der nötige Abstand ist gewonnen, an die Stelle des ekstatischen Geschreis die Gestaltung des Tatsächlichen getreten. So entstand die Kriegsliteratur, die heute schon auf dem Bücherbrett eine respektable Ecke einnimmt. Wie sind die Autoren mit ihrem Stoff fertig geworden? Können sie vor dem Forum der Geschichte bestehen, nehmen sie eindeutig und klar Stellung, fällen sie die einzig mögliche Entscheidung? – oder trifft für sie das zu, was einer der Verherrlicher [32:] des Krieges, Franz Schauwecker, in einer Berliner Versammlung sagte: Sie haben die Flinte ins Korn geworfen, sich aber genau die Stelle gemerkt, wo sie liegt! Sie marschieren erneut, wenn es befohlen wird! Das zielte auf Remarque, der sich aller Konsequenzen entzogen hat, indem er sein Buch unter der Devise segeln läßt: Es soll weder ein Bekenntnis, noch eine Anklage sein!

Wer so den Stoff des Krieges gestalten will, bereitet – bewußt oder unbewußt – den nächsten Krieg mit vor. Man kann sich nicht um die Entscheidung herumdrücken: Farbe muß bekannt werden! Es ist darum erfreulich, wenn einer der erfolgreichsten Kriegsbuchautoren, Ludwig Renn, der die grauenhafte Monotonie des Schlachthausbetriebes an der Front mit eindringlicher Intensität geschildert hat, einen Durchbruch zur kämpferischen Wahrheit unternimmt und im Sammelbuch „Der Krieg“ eine kleine Betrachtung beisteuert, die seine Bewunderer auf der anderen Seite der Barrikade mit ratlosem Entsetzen erfüllen wird. Ludwig Renn hat erkannt, daß es zweierlei Wahrheiten gibt. Aber nur die eine Betrachtungsweise, die Marx gelehrt hat, bringt uns vorwärts: die Erkenntnis von der Klassenbedingtheit aller geschichtlichen Vorgänge, ihre Verankerung im ökonomischen Fundament der Gesellschaft, die Erkenntnis, daß alle bisherige Geschichte, die Geschichte von Klassenkämpfen ist. Nur aus dieser Perspektive ergründen wir die Wahrheit, nicht aus dem Froschtümpel der Metaphysik.

Darin liegt die Stärke des bisher größten Kriegsbuches: „Das Feuer“ von Henry Barbusse. Mitten im größten Grauen des Krieges erhob es seine anklagende Stimme, schlug eine Brücke über die feindlichen Gräben, setzte dem größten Meuterer und Klassenkämpfer des großen Krieges ein Ewigkeitsdenkmal: Karl Liebknecht. Es schildert den Widersinn einer Epoche, die längst für die Vergesellschaftung reif ist und die sich im Interesse der Aktienpakete hüben und drüben zerfleischt. Vergessen wir aber auch die wenigen jungen Dichter nicht, die mitten im Schlachtenlärm der Geschütze; im Krachen der Granateinschläge; im Pfeifen der Minen; im mörderischen Tacken der Maschinengewehre ihre wehen Herzen in lallenden Gedichten zeigten. Ihr hilfloses Gestammel, aus einer utopischen Menschheitsverbrüderungsgesinnung erwachsend, wiegt das eitle Geschwätz heutiger Spesenmacher des Pazifismus auf, die für klingende Münze Kriegsanzleihegedichte schrieben. Sie gehen immer mit den jeweils stärksten Bataillonen und haben ihre Finger in jedem Bottich gehabt. Das Volksbuch vom großen Krieg würde sich einen großen Verdienst um die Schlachtopfer von morgen erwerben, wenn es die deutschen Dichter des Krieges und ihre Hieb- und Stoßlyrik in einem besonderen Abschnitt: Raritätenkabinett! vorführen würde. Bitte bei der zweiten Auflage nicht vergessen.

Sonst ist die Zusammenstellung, die Kurt Kläber besorgte, durchaus lobenswert. Ein Querschnitt durch die Werke von einigen vierzig Autoren gibt dem proletarischen Leser, dem Kleinbürger und Beamten so viel in seiner geschickten Auswahl, daß sich in ihm der Vorsatz festigen muß: Diesem System keinen Mann und keinen Groschen, dafür Kampf bis aufs Messer! Mehr kann man schließlich nicht von einem Stahlhelmschriftsteller verlangen, als daß er die Brutalität des Militarismus anprangert, die Soldaten zur Strafe im schneidenden Herbstwind stundenlang an Bäume binden läßt. Da gibt es aber noch [33:] mehr erschütternde Schilderungen, die an unsere Herzen fassen und den Verstand rühren. Die Frage springt über heiße Lippen: Warum das alles? Die Antwort ist einfach: Weil es zwei Klassen gibt! Aber diese Erkenntnis war doch schon ein Gemeingut des sozialistischen Proletariats 1914, können Zweifler sagen. Gewiß, aber man setzte damals von oben an die Stelle des Klassenkampfes die Volksgemeinschaft, während wir heute wissen, daß auch im Kriege die Propaganda des Klassenkampfes Pflicht des Sozialisten bleibt, daß es nur einen Krieg gibt, der im Moment des imperialistischen Völkerkrieges Berechtigung hat: der Bürgerkrieg (Lenin).

Die Dichter haben gesprochen. Johannes R. Becher sagt im Vorwort: „Von allen Seiten her sammeln sich die Beiträge an, zu einem gewaltigen Epos des Weltkrieges.“ Wir ersehen daraus, daß sich die vier Jahre Krieg in den Hirnen zusammenziehen und gestaltet werden. Dem ganzen Volke wird der

Krieg in seiner Totalität, in seinem Wahnsinn gezeigt. Er ist das große Attentat auf die Fortentwicklung der Menschheit. Seine dichterische Ausdeutung aber soll der Antrieb sein, für seine Beseitigung zu kämpfen. Das ist nur durch den Sturz des Kapitalismus möglich.

Einige Bemerkungen noch: Die Autoren des Buches befriedigen. Man vermißt einen, der etwas zu sagen hat: Ginster. Dreimal Tucholsky mit Antikriegsgedichten ist ein bißchen viel. Boshafte Leute könnten in seiner kriegerischen Vergangenheit herumkramen und seine Tätigkeit als Redakteur einer Soldatenzeitung an der Ostfront anführen. Die Verlagsrechte des Gedichtes von Walter Hasenclever: Die Mörder sitzen in der Oper, besitzt der Verlag Ernst Rowohlt, Berlin und nicht Kaden und Co., wie fälschlich angegeben ist. Aber das sind kleine Schönheitsfehler, die sich bei einer neuen Auflage leicht beseitigen lassen. Man kann nur wünschen, daß dieses Buch eine Millionenaufgabe erlebt, in keinem Arbeiterhause fehlt und ein offizielles Lesebuch unserer Schulen wird. Es vermittelt nämlich eine Kenntnis vom Kriege, wie wir sie bisher noch nicht hatten.

*

EMIL LUDWIG: JULI 1914

ANDOR GABOR

Sicherlich ist Emil Ludwig überzeugt, ein für den Weltfrieden äußerst nützliches und wichtiges Buch geschrieben zu haben. Auf 240 Seiten behandelt er belletristisch-, „historisch“ die Geschichte des Juli 1914, von der Ermordung Franz Ferdinands bis zum Ausbruch des Weltkrieges. Dabei legt er ein solches Zeugnis von historischem Unverständnis ab, das sogar den vernünftigen bürgerlichen Leser, der eben kein großer Schriftsteller und keine Leuchte der Geschichtsforschung, aber gewohnt ist, Weltgeschichte als Reihenfolge irgendwelcher Zusammenhänge zu betrachten, verblüffen muß. Alle Seile und Stricke der Memoirenliteratur zusammenbindend steigt Emil Ludwig tief, aber sehr tief, um die oberflächlichste Oberfläche zu erreichen. Es gelingt ihm, 15 Druckbogen über den Kriegsausbruch vollzuschreiben, ohne das Wort „Kapitalismus“ ein einzigesmal zu gebrauchen! Es gelingt ihm, den Juli 1914 ganz isoliert von allen vergangenen Monaten und Jahren und Jahrzehnten der europäischen Geschichte [34:] darzustellen! Es gelingt ihm, in alldem, was binnen 40 dramatisch bewegten Tagen geschehen ist, nur die Halbheiten, Ränke und die Gehirnerweichung der Diplomaten und Generale zu sehen. Wären die Diplomaten fähiger und anständiger, die Generale nicht so vertrottelte Kriegsspezialisten gewesen, hätte man den Weltfrieden retten können. Denn es ist für diesen scharfen Beobachter, der überhaupt keine Augen hat, eine glatte Selbstverständlichkeit, daß Krieg und Frieden ausschließlich von den „führenden Persönlichkeiten“ abhängen. Mit einer Wichtigtuerei ohnegleichen wägt er alle Äußerungen und Erklärungen, alle Gespräche und Verhandlungen der Außenminister und Botschafter ab und kommt zu dem (ihn) erschütternden Ergebnis, daß die hohen Herrschaften einander bemogelt haben. Mit einer hundertprozentig überflüssigen Spitzfindigkeit konfrontiert er die Telegramme der Kaiser (Willy, Nicky und Georgie) und mit dem Apparat eines Mommsen und Ranke stellt er fest, daß diese Telegramme – sieh, da! – blödes Gewäsch waren. Nichts ist bezeichnender für die Bourgeoisie, die ein neues Weltgemetzel vorbereitet, als dieses Buch, das, mit den pazifistischsten Absichten der Welt fabriziert, nur der Hirnverkleisterung dient, folglich eine bessere Kriegsvorbereitung ist, als das hugenbergsche Waffengeklirr. Das Wertvollste an diesem billigen Kolportagegeschmier bleibt sein Umschlag, der vier gute Photos von Berchtold, Iswolski, Jaurès und Karl Liebknecht bringt, die über Entstehen und Ablauf des Weltkrieges, über seine Zusammenhänge mit Vergangenheit und Zukunft mehr sagen, als Emil Ludwig mit seiner Tiefseeforschung der Kabinettümpel in zehn Bänden erzählen könnte. Dabei ist das Buch langweilig und schwerfällig und anspruchsvoll und geistreichelnd-pathetisierend, was die vollkommene Nullität seines Inhalts noch mehr hervorhebt. Vielleicht ist es kein Zufall, daß Hans Delbrück, der auch ein Historiker war, gestorben ist, bevor dieses Ludwig-Buch, eine Spitzenleistung der demokratisch-liberalen Geschichtsschreibung in fünfhunderttausend Exemplaren verkauft werden wird.

DER MANN MIT DER KAMERA

Ein außerordentlich interessanter Film der sowjetrussischen Produktion. Wir können aber die Lobhymnen, die über den Film angestimmt wurden, nicht mitsingen. Der Film will zeigen, wie neuartig die Kamera auf revolutionärem Boden sehen kann, will dies zeigen ganz losgelöst von Inhalten, ausschließlich optisch sozusagen. Damit ist die Hauptsache verwischt, daß die neuartige, auch die kapitalistische Filmproduktion verblüffende Handhabung der Kamera mit dem neuen, revolutionären Inhalt des Filmes entstanden ist und ohne ihn nicht viel mehr bedeutet, als ein Kleid oder eine abgezogene Haut, aus denen der Mensch eben fehlt. Wie Klänge und Reime an sich noch kein Gedicht ergeben, da sie Formelemente sind, die nur mit Inhalt verwachsen überhaupt einen Sinn bekommen, so ergibt ledig-[35:]lich die Art des Sehens, mag sie noch so neuartig sein, keinen auch irgendwie revolutionären Film. Dieser Filmstreifen, der so abwechslungsreich sein will, wird am Ende doch ermüdend, die flimmernden Augen übermitteln nichts Nahrhaftes dem Gehirn. Und bereits bei dem ersten so entstandenen Film wirft sich die Frage auf: was soll der zweite enthalten? Noch neuere Formen des Sehens? Da müssen wir schon fragen: sind wir Optiker oder Revolutionäre? Darauf antwortet der Regisseur dieses Filmes (mit seinem Film selbst): wir sind revolutionäre Optiker. Wir aber sind der Meinung, daß wir (auf dem Filmgebiet) optisch arbeitende Revolutionäre sind, was einen dialektischen Zusammenhang zwischen Sehen und Gesehenem bedeutet und nie einen Vorrang des Nur-Sehens und gar des Nur-Wie-Sehens einräumt.

*

DER ZIEHHUND VOR DEM REICHSGERICHT

Von Paul Körner

Bei der Verurteilung revolutionärer Schriftsteller und Redakteure hat man sich nicht gescheut, im Zusammenhang mit verbotenen Schriften Druckereipersonal, Boten und so weiter unter Anklage zu stellen.

Der Verhandlungssaal war bereits gefüllt. Die Presse, die Richter und Reichsanwälte saßen auf ihren Plätzen. Im Zuhörerraum ist alles voll. Ein wichtiger Prozeß soll stattfinden. „Vorbereitung zum Hochverrat und Beschimpfung der Republik.“

Vorsitzender: „Herr Justizwachtmeister, führen Sie bitte den Angeklagten herein.“

Zwei handfeste Justizbeamte verlassen den Saal und kehren nach einigen Minuten mit dem Angeklagten zurück. Einen großen struppigen Ziehhund, dem man es ansieht, daß er Monate, Jahre hindurch in Sielen ging, führten sie kurz gefaßt an einem Zughalsband auf die Anklagebank. Der Ziehhund läßt seine Zunge durch die Riemen des Maulkorbes hängen und sieht den Vorsitzenden an. Dieser eröffnet die Sitzung mit den üblichen Formalitäten.

„Also, Sie sind der Ziehhund des Lumpensammlers Müller aus Bürgerblocksdorf?“

Der Hund nickte zustimmend.

„Sie zogen immer den Wagen Ihres Brotherrn, der in verschiedenen Orten der Republik Lumpen sammelte?“

Wiederum nickte der Hund.

„Waren Sie davon unterrichtet, daß Herr Müller die gesammelten Lumpen an eine Papierfabrik verkaufte?“

Der Ziehhund nickte abermals, denn er wußte es.

Vorsitzender: „Sie sind angeklagt wegen Vorbereitung zum Hochverrat und Verstoßes gegen das Gesetz zum Schutze der Republik und sind hinreichend verdächtig, staatsumstürzlerische Bestrebungen, wenn auch nicht selbst begangen, so doch unterstützt zu haben. Haben Sie etwas zu bemerken?“

Der Hund, der nicht wußte, wie ihm geschah, schwieg. Darauf ergriff der Reichsanwalt, der bisher mit einem Finger in der Nase herumbohrte, das Wort.

„Meine Herren! Der Angeklagte leugnet nicht, der Ziehhund des Lumpensammlers Müller aus Bürgerblocksdorf zu sein. Nach seinen eigenen Angaben hat er die von Müller gesammelten Lumpen zur Papierfabrik befördern helfen. Es geht nicht an, daß einer straflos ausgeht, wo alle anderen, die in die Sache verwickelt waren, bereits verurteilt wurden. Der Schriftsteller, der das Buch verfaßte, der Verleger, der Drucker, der Bote der Druckerei, der Papierhändler, die Scheuerfrau im Verlag und der Portier des Druckereihauses, alle haben die wohlverdiente Strafe erhalten, und so muß auch der Ziehhund seine Taten sühnen müssen. Er hat selbst gesagt, daß er wußte, daß aus den gesammelten Lumpen Papier hergestellt würde. Da die Möglichkeit sehr nahe liegt, daß aus diesen Lumpen gerade das Papier hergestellt wird, was zum Druck revolutionärer Bücher und Zeitungen Verwendung findet, die dazu angetan sind, die Grundfesten des Staates zu zerstören, so ist eine Schuld des Ziehhundes nicht von der Hand zu weisen. Er hat sich der Vorbereitung des Hochverrates schuldig gemacht. Ich bitte, den Angeklagten zu einem Jahr Festung zu verurteilen und wegen der Schwere der strafbaren Handlung mildernde Umstände zu versagen.“

[36:] Das Gericht zog sich zurück, und der Vorsitzende verkündete nach kurzer Beratung das Urteil:

„Der Gerichtshof erkennt die Straftat des Ziehhundes von und ganz an. Er ist sich auch nach Lage der Sache der Schwere der strafbaren Handlung voll und ganz bewußt gewesen, denn er hätte wissen müssen, daß das Papier zur Herstellung kommunistischer Literatur verwandt werden könne. Mildernde Umstände werden dem Angeklagten abgesprochen. Das Gericht kam deshalb zu dem Entschluß: Ein Jahr Festung und lebenslänglicher Maulkorbzwang.“

*

BUND PROLETARISCH-REVOLUTIONÄRER SCHRIFTSTELLER

In unseren Statuten ist ein Bundestag vorgesehen und war für den Herbst geplant. Bei Ueberprüfung der Angelegenheit ergab sich völlige Einigkeit darüber, daß ein Bundestag nicht durchführbar ist. Schon die Fahrkosten würden das Vermögen des Bundes überschreiten. Dazu kommt die Schwierigkeit, wie man sinnvoll delegieren soll, wo einzelne Mitglieder, ohne sich gegenseitig zu kennen, weit hin über das Land verstreut sind. Schließlich kann man heute die Fragen, die im Bunde schweben, noch nicht so eindeutig formulieren, daß Delegierte im Sinne einer wirklichen Meinungsvertretung gewählt werden könnten.

Wir haben daher beschlossen, keinen Bundestag stattfinden zu lassen, sondern einen Tag des Bundes. Das soll ein Werbetag sein. Da soll vor der breiteren Öffentlichkeit in unserer Presse und in Darbietungen gezeigt werden, was wir wollen. Wir fordern auch die Ortsgruppen auf, in ihren Städten Ähnliches zu veranstalten, soweit ihre Kräfte dazu ausreichen, und sehen ihren Vorschlägen dazu entgegen.

Der Vorstand:
gez.: Joh. R. Becher.

Bundesnachrichten

„Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands“

Sekretariat: Berlin-Charlottenburg 4, Mommsenstraße 51.

Sprechzeit: Dienstags und Freitags von 11-13, Freitags von 16-19 Uhr.

Telephon: J1, Bismarck 3305.

Postscheckkonto: Karl Paul Körner, Berlin Nr. 503 59.

Veranstaltungen Berlin:

Freitag, den 9. August, um 20 Uhr, Mitgliederversammlung. Referent: Genosse Collin.

Mittwoch, den 14. und 28. August, um 20 Uhr, Arbeitsgemeinschaft Kurzgeschichte. Referent: Genosse Renn.

Arbeitsgemeinschaft Reportage ist bis September vertagt.

Sämtliche Veranstaltungen finden im Lokal „Zur Sonnenuhr“, Am Oberbaum 3, statt. (Hochbahnhof Osthafen.)

Achtung! Mitglieder, Adressenveränderungen

bitte immer dem Sekretariat mitteilen. Der monatliche Mitgliedsbeitrag von 0,75 Mark ist auf oben genanntes Postscheckkonto einzuzahlen.

Verantwortlich für die Redaktion: Ludwig Renn, Berlin-Charlottenburg, Mommsenstraße 51. Verantwortlich für Druck und Verlag: Internationaler Arbeiterverlag, Berlin C 25, Kleine Alexanderstraße 28. Alle Manuskripte an die Redaktion der „Linkskurve“, Berlin-Charlottenburg, Mommsenstraße 51. Alle Anzeigen und Beschwerden an die „Linkskurve“, Internationaler Arbeiter- Verlag, Berlin C 25